Mährchen

der

Tausend und eine Nacht

für Kinder

von

Albert Ludwig Grimm.

Vierter Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1829.

Mährchen

der

Tausend und eine Nacht

für Kinder

von

Albert Ludwig Grimm.

Vierter Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1829.

I.

Das nächtliche Abenteuer des Kalifen Harun Alraschid

mit

drei Kalendern, die Königssöhne waren, und fünf Frauen zu Bagdad.

Ein Sonett,

als Vorwort zu diesem Mährchen.

Ein schöner Ring kam uns vom Morgenlande,
Im Schild geziert mit seltnen Edelsteinen;
Fünf stehen eng gefaßt im Kreis, doch einen
Vermißt man noch in seiner Fassung Runde.

Liegt er verloren an des Euphrat Strande?
Wer weiß es, wo nun seine Strahlen scheinen?
Und seiner Stelle würdig fand man keinen?
Nicht in Golkonda, noch in Ceilans Sande?

So sey für den verlornen hier ein neuer,
Den andern zwar nicht gleich an edelm Feuer,
Nicht, daß er gar den werthen Ring erst schmücke;

Dem Juwelier verräth sich's leicht am Scheine,
Was Diamant, was Kiesel ist vom Rheine —
Nur minder störend sey er, als die Lücke.

1.

In Bagdad lebte unter der Regierung Harun Alraschids ein armer Lastträger, der bei aller Mühseligkeit seines Gewerbes doch immer heitern Sinnes war, und seinen Geist von den Sorgen des Lebens nicht niederdrücken ließ. Dieser stand eines Tages mit einem großen Tragkorb auf einem öffentlichen Platze der Stadt, und wartete, bis Jemand käme, der seines Dienstes bedürfte. Bald kam auch eine junge wohlgewachsene Frau mit einem großen Schleier auf ihn zu, und sprach zu ihm: „Wenn „du für heute noch keine Arbeit angenommen hast, so nimm „deinen Tragkorb und folge mir.“ Entzückt über den Wohlklang ihrer Stimme und über die Anmuth ihres ganzen Wesens, folgte er ihr, und sprach einmal über das anderemal bei sich: „O Tag des Glücks! o Tag der Freude!“

Sie klopfte bald an der verschlossenen Thüre eines kleinen Hauses an. Ein Christ mit langem, weißem Barte und ehrwürdigem Ansehen öffnete; sie gab ihm stillschweigend Geld, und er entfernte sich ebenfalls, ohne ein Wort zu reden. Er

wußte schon, was sie verlangte; denn bald kam er wieder, und brachte einen großen Krug, aus dem ihnen ein vortrefflicher Wein entgegen duftete. Der Träger mußte den Krug in seinen Korb nehmen, und nun ging sie weiter. Er folgte, und sprach immer fort: „O Tag des Glücks! o Tag der Freude!"

Nun ging sie an eine Bude, wo Früchte und Blumen feil geboten wurden, und kaufte Blumen und wohlriechende Kräuter, und von den edelsten und kostbarsten Früchten. Sie gab dem Träger Alles in seinen Korb, und er folgte ihr weiter. An der Bude eines Fleischers nahm sie etliche große Stücke der besten Fleischgattungen; an einer andern Bude kaufte sie Kapern, Gurken und Gewürzkräuter, an einer andern Pistazien, Wallnüsse, Haselnüsse, Mandeln und ähnliche Früchte; wieder an einer andern Mandelkuchen und allerlei anderes Backwerk.

Da der Korb davon allmählig voll ward, sprach der Träger: „Meine edle, vortreffliche Gebieterin! Ihr hättet mir sagen sollen, daß Ihr so vielerlei einkaufen wollt: ich hätte mich dann nach einem Lastpferd, oder am klügsten nach einem Kameele umgesehen. Das hätte die Last doch sicher tragen können. Ob ich aber Alles zu tragen vermag, was Ihr etwa sonst noch dazu kaufen werdet, das ist noch eine große Frage."

Sie lachte über diesen Scherz, und befahl ihm weiter zu folgen. Nachdem sie nun bei einem Gewürzhändler noch allerlei wohlriechende Wasser, Gewürznägelein, Muskatnüsse, Pfeffer, Ingwer und Ambra gekauft hatte, ging sie zurück, und blieb vor einem prachtvollen Palaste stehen, an dessen Vorderseite hohe Säulen standen, und dessen Thüre mit feinem Bildwerk aus Elfenbein geziert war. Sie klopfte leise an, und es dauerte einige Zeit, bis die Pforte geöffnet wurde.

Der Träger stellte indessen allerlei Betrachtungen an. Er sah wohl, daß seine Gebieterin keine Sclavin seyn konnte; ihre Kleidung, ihr Anstand, ihre Anmuth überzeugte ihn, daß sie von vornehmem Stande seyn mußte; und doch dünkte es ihm sonderbar, daß eine solche Frau selbst den Einkauf für die Küche besorgte. Er wollte sich eben darüber Aufschluß erbitten, als die Thüre von einer Jungfrau geöffnet wurde, deren Schönheit die Anmuth seiner Gebieterin noch weit übertraf. Er staunte sie mit großen Augen und offenstehendem Munde an, und belustigte durch sein Staunen die beiden Frauen sehr.

Sie erinnerten ihn endlich, mit seiner Last einzutreten, und führten ihn durch ein schönes Vorgebäude in einen geräumigen Hof. Er war von einem schönen Säulengange umringt, an welchen viele Zimmer anstießen. Man konnte durch die offenstehenden Thüren die Pracht der innern Einrichtung bewundern. Zwischen den beiden Säulen, die dem Eingange gegenüberstanden, befand sich ein erhöheter Sitz, der auf vier kleineren, mit Diamanten und Perlen geschmückten Säulen ruhete. Das Bild-

werk an der Rücklehne bestand aus Ambra, und die Polster waren mit einem schweren Stoffe von rother mit Gold durchwirkten Seide überkleidet. In der Mitte des Hofes stand ein großes Wasserbecken aus weißem Marmor mit breitem Goldrande, und in demselben stand ein großer Löwe von vergoldetem Erze, der brüllend den Rachen gen Himmel kehrte, und einen kristallhellen Wasserstrahl in die Höhe spie. In dem Wasser spielten Gold- und Silberfische in großer Menge herum.

Indem der Lastträger alle diese Pracht anstaunte, erhob sich von dem reichen erhöheten Sitze eine dritte unverschleierte Jungfrau von ausnehmender Schönheit. Die beiden andern grüßten sie mit großer Ehrerbietung als ihre Schwester, und nannten sie Zobeide. Zobeide aber sprach mit ihren Schwestern mit großer Liebe und Freundlichkeit, und nannte die, welche den Einkauf besorgt hatte, Amine, die andere aber Safie.

„Amine, Safie, liebe Schwestern," sprach Zobeide, „helft „dem guten Manne doch schnell seine Last niederstellen. Du hast „ihm wahrlich zu viel aufgeladen, meine geschäftige Amine; er „erliegt ja beinahe unter der Last seines Korbes." — Amine und Safie halfen ihm den Korb niederstellen, und auch Zobeide kam herbei und war beim Auspacken geschäftig. Als er leer war, bezahlte Amine den Lastträger reichlich für seine Mühe. Dieser konnte sich aber nicht entschließen fortzugehen. Staunend über die Pracht, die ihn umgab, entzückt von der Schönheit und Freundlichkeit der drei Frauen, blieb er noch eine Weile stehen.

Da wandte sich Zobeide zu Aminen, und sprach: „Liebe „Schwester, du hast gewiß bei der Bezahlung nicht bedacht, daß „du dem guten Manne so viel aufgelastet hattest, als sonst zwei „Männer tragen. Gib ihm für seine schwere Arbeit nun auch „doppelten Lohn."

„Nein, nein," fiel ihr der Mann ins Wort, „ich bin reich„lich belohnt. Verzeiht mir nur die Unhöflichkeit, daß ich so „lange blieb. Ich kann mich aber von meiner Verwunderung „nicht erholen." Da fragte Zobeide lächelnd: „Was ist es denn, „das dich in solche Verwunderung setzt?"

„Erlaubt Ihr mir, es offen zu gestehen?" antwortete er. „Ich kann nicht begreifen, wie es kommt, daß drei so holdse„lige Frauen in einem so prächtigen Palaste wohnen, ohne einen „Mann bei sich zu haben. Was ich hierher tragen mußte, „scheint zu einem köstlichen Mahle bestimmt, und ich kann mir „nicht denken, daß bei einem Schmauße große Lustbarkeit herr„schen kann, wenn nur Frauen dabei sind, wenn es auch lau„ter so schöne, liebe Leutchen wären, als Ihr seyd. Dann sind „Eurer auch nur drei, und man hat doch unter uns gemeinen „Leuten in Bagdad ein Sprichwort, das sagt:

„Wollt ihr euch bei Tisch erfreun,
„Müssen eurer Viere seyn.

„Und ich kann nicht läugnen, daß ich gar zu gerne der Vierte „bei Eurem heutigen Schmauße seyn möchte. Ich bin freilich „nur ein gemeiner Lastträger und passe mich schlecht in so vor„nehme Gesellschaft; indessen wollte ich Euch heilig versprechen, „daß Ihr nichts Unanständiges von mir hören sollt, und lustig „und wohlgemuth bin ich auch, und wollte Euch die Zeit schon „verkürzen. Denn ich denk' mir's doch verzweifelt langweilig, „wenn Ihr drei Schwestern auch mit all' eurer Güte und Sanft„muth um den Tisch herum sitzet."

Die drei Frauen konnten sich über sein Geschwätz des Lachens nicht enthalten, und Safie und Amine baten ihre Schwester Zobeide, sie möchte es ihm doch erlauben, heute bei ihnen zu bleiben. Denn im Grunde, meinten sie, habe er mit der langen Weile doch völlig recht.

„Nun so sey es drum," antwortete Zobeide, „du sollst heute „mein Gast seyn." Er hüpfte vor Freude in die Höhe, und dankte ihr und ihren Schwestern mit vielen fröhlichen Reden, und versprach, sich gewiß anständig zu betragen; ja, er wollte sich als den niedrigsten Sclaven betrachten. Aus Dankbarkeit wollte er seinen Lohn wieder zurückgeben. „Ich weiß wohl," sprach er, „wie das Sprichwort heißt:

„Bringst du was, so hast du Theil;
„Bringst du nichts, dann fort in Eil.

„Seht, darum möchte ich auch meinen Antheil zu dem Schmauße „beitragen, und wenn ich schon nicht viel geben kann, so will „ich doch nicht ganz umsonst Theil nehmen."

„Behalte du nur dein Geld," sprach Zobeide. „Wir haben noch „so viel, daß wir deinen Beitrag leicht entbehren können. Wir „verlangen gar nichts von dir, als Verschwiegenheit. Denn „wir haben unsere guten Gründe, warum wir so verborgen und „einsam leben. Ich habe einmal eine Stelle gelesen, die mir „sehr wahr dünkt und darum im Gedächtniß geblieben ist. Sie „heißt: Bewahre dein Geheimniß; entdeckst du es, so ist es „nicht mehr in deiner Gewalt. Kannst du es aber selbst nicht „bewahren, wie soll es ein Andrer bewahren können!"

„Ich habe auch schon Bücher gelesen," antwortete der Lastträger. „Und da erinnere ich mich, daß in einem geschrieben „stand: Dem Unbesonnenen vertraue dein Geheimniß nicht, „der Unbesonnene vermag nichts zu verschweigen; doch dem Ver„ständigen magst du's vertrauen, denn er weiß dein Vertrauen „wohl zu ehren! Und verständig bin ich, ohne mich zu rühmen. „Bei mir ist ein Geheimniß so sicher, als läge es in einem Ka„sten, zu welchem der Schlüssel verloren ist."

Unter solchen Gesprächen machten Amine und Safie die Zurüstungen zur Mahlzeit, und als nun der Tisch geordnet werden sollte, half der Träger mit großer Geschäftigkeit. Der Haupttisch wurde mit mancherlei Speisen besetzt, auf dem Nebentische

prangten Weinflaschen und goldne Trinkschalen. Sie setzten sich; der Lastträger durfte zu ihnen sitzen und mit ihnen essen. Bald ergriff auch Amine eine der Trinkschalen, füllte sie mit Wein und trank sie leer. Hierauf füllte sie dieselbe Schale für jede ihrer Schwestern, und zuletzt reichte sie sie auch dem Gaste.

Indem er sie annahm, küßte er Aminen die Hand, richtete sich auf, und sang:

„Es weht so lind
„Der Abendwind;
„Erquickender, lieblicher aber weht
„Er über das duftende Blumenbeet.
„So lieblich blinkt,
„So lockend winkt
„Der perlende, goldene süße Wein;
„Doch schenkt ihn ein freundliches Mädchen ein, —
„Und sey es bei Mahomed auch ein Vergehn! —
„Wer kann widerstehn?“

Hierauf leerte er die Schale mit vollen Zügen. Die Frauen ergötzten sich sehr über den Gesang und die Fröhlichkeit des Lastträgers, und um ihn noch mehr zur Lustigkeit aufzuregen, sangen sie auch selbst einige heitere Lieder, und füllten ihm seine Schale, so oft er sie leer getrunken hatte. Das gefiel ihm so wohl, daß er nicht an's Fortgehn dachte. Den Frauen war über seine guten Einfälle und seine scherzhaften Lieder der Tag so schnell vergangen, daß sie nicht begreifen konnten, warum die Dämmerung heute so frühe anbräche. Indessen fing es an zu dunkeln, und sie ermahnten ihn, er möge jetzt aufstehen und nach Hause gehen.

Der Wein war aber stark gewesen, und als er aufstand, merkte er, daß er ihm zu Kopfe gestiegen war. Da wandte er sich bittend zu ihnen und sprach: „Ach, ihr edeln Frauen, Ihr „habt mir so viel Gutes erzeigt, daß mir davon schwindelt. „Wie soll ich nun in diesem Zustande den Weg nach Hause fin„den? Wollt Ihr mich in das Unglück bringen, daß man mich „betrunken auf der Straße findet, und als einen Weinsäufer „und Verächter unserer Gesetze bestraft? Macht das Maas Eu„rer Güte voll, und erlaubt mir, daß ich die Nacht in Eurem „Hause zubringe. Weiset mir nur einen Stall, den schlechtesten „Winkel an, wo ich mich hinlegen soll; ich bin ja mit Allem „zufrieden. Nur zur Besinnung laßt mich wieder kommen, ehe „Ihr mich auf die Straße hinaus stoßt.“

Die Frauen beriethen sich unter einander, ob sie ihm die Bitte erfüllen wollten. Endlich erwogen sie, wenn sie ihn in dem Zustande halber Betrunkenheit, in dem er war, hinausgehen ließen, so möchte er das Versprechen der Verschwiegenheit nicht halten, und in der Stadt und auf den Straßen von ihnen und ihrem Leben erzählen. „Guter Mann,“ sprach Zobeide zu ihm, „wir sehen selbst ein, daß es am besten für dich und uns

„ist, wenn wir dich in solchem Zustande nicht auf die Straße „lassen. Du magst demnach bleiben, und nach dem Abend„essen soll dir eine Schlafstelle angewiesen werden. Aber, wie „du uns überhaupt schon Verschwiegenheit versprochen hast, so „mußt du jetzt noch besonders geloben, nicht aus Neugier nach „der Ursache zu fragen, wenn du heute noch Dinge siehst, die „dir vielleicht sonderbar scheinen."

Nachdem der Träger auf's heiligste gelobt hatte, sich mit keiner Sylbe nach irgend einer Sache zu erkundigen, sprach Zobeide: „Damit du dich überzeugest, daß wir nichts von dir begehren, „was wir nicht von jedem andern Gaste auch fordern, so stehe „auf, und lese, was dort innen an der Thüre geschrieben steht."

Da stand mit großen goldnen Buchstaben geschrieben:

„Was du auch mögest sehn und hören,
„Laß nicht durch Neugier dich bethören,
„Und keines Dinges Grund
„Erforsche hier dein Mund."

„Nein, nein," sprach der Träger, „Ihr sollt keine Frage „von mir hören, die Euch unlieb seyn könnte. Wenn mir nur „erlaubt ist, lustig zu seyn, zu scherzen, zu singen und dabei „auch noch ein wenig zu trinken, so verlange ich nicht nach „Mehrerem."

„Essen und trinken sollst du," antwortete Zobeide, „und „scherzen und singen, so viel du Lust hast; und da dir das Ste„hen etwas schwer wird, so setze dich auf deinen Platz. Amine „mag indessen den Tisch zum Abendessen rüsten." Er setzte sich, Amine ordnete den Tisch wieder, Safie zündete die Kerzen an, die in großer Menge in dem Saale auf Hängeleuchtern aufgesteckt waren, und von Ambra dufteten; und als nun das Abendessen aufgetragen und der Schenktisch mit neuen Flaschen besetzt war, so setzten sie sich wieder Alle zum Mahle nieder.

Es dauerte nicht lange, so war die vorige Fröhlichkeit wieder da. Sie scherzten und lachten, und sangen, und der Träger trank so oft auf ihre Gesundheit, daß ihm die Zunge allmählig zu schwer wurde. Sie waren in der besten Fröhlichkeit, — da klopfte es plötzlich an ihrer Thüre.

Die Frauen sprangen zugleich auf. Safie war aber am schnellsten. Sie eilte hinaus, und kam bald wieder. „Es sind „drei Kalender an der Pforte," sprach sie, „die eben hierher ge„kommen sind, und in der Nacht keine Herberge finden können; „sie bitten um Gottes willen, wir möchten Mitleid mit ihnen „haben und sie aufnehmen. Sie wollen mit einem Stalle zu„frieden seyn, wenn sie nur Obdach finden."

Sie hatte diese Worte kaum ausgeredet, so brach sie in lautes Lachen aus, und da ihre Schwestern nach der Ursache fragten, sagte sie: „Es ist Unrecht, daß man über körperliche Ge„brechen anderer Menschen lacht, allein es dünkt mir so komisch,

„daß diese Männer gerade alle drei am rechten Auge blind „sind. Dabei sind ihre Köpfe, ihre Bärte und Augenbraunen „ganz glatt geschoren. Uebrigens," fügte sie hinzu, „schienen „sie ganz feine, artige Leute zu seyn. Ich bitt' euch, liebe „Schwestern, weiset sie nicht ab. Ich habe doch einiges Mit„leid mit ihnen, und sie können uns, da wir doch einmal fröh„lich beisammen sind, noch einige Stunden durch ihre Gespräche „vielleicht angenehm unterhalten."

Nach einigem Besinnen erlaubte ihr Zobeide, die drei Kalender herein zu bringen. „Laß sie aber ja lesen," sprach sie, „was „an unserer Thüre geschrieben steht, und warne sie noch münd„lich, nicht um die Ursache zu fragen, wenn sie etwas bei uns „sehen sollten, was ihnen sonderbar scheint." Safie eilte fröhlich hinaus, und brachte bald darauf die drei Kalender herein. Beim Eintreten machten diese eine tiefe Verbeugung; Amine und Zobeide aber hatten ihnen schon Sitze bereit gelegt, und empfingen sie freundlich. „Ich freue mich," sagte Zobeide, „daß ich so glücklich bin, euch eine Gefälligkeit erzeigen zu kön„nen, und auch nach eurer wahrscheinlich sehr langen und müh„seligen Reise eine Erquickung zu verschaffen." Sie nöthigte sie hierauf zu sitzen, und legte ihnen von den Speisen vor, die noch auf dem Tische standen; Safie schenkte ihnen Wein ein, und bald war auch ein angenehmes Gespräch unter ihnen im Gange. Die drei Kalender sprachen sehr bescheiden und doch belehrend über die Eigenthümlichkeiten der Länder, die sie durchzogen, und über die Sitten und Gewohnheiten der Völker, die sie zu beobachten Gelegenheit gehabt. Zwei von ihnen tranken während des Mahles ihre Schalen mehreremal leer, der dritte aber ließ den Wein unberührt stehen, und Alle vermutheten, daß ihn ein besonderes Gelöbniß noch dazu verpflichte, sich des Weintrinkens zu enthalten.

Nachdem das Mahl geendigt war, dankten die Kalender ihren Wirthinnen auf's herzlichste für die Labung. „Ihr habt uns so freundlich aufgenommen," sprach der eine von ihnen „daß wir „Euch billig nach Kräften diese Freundlichkeit vergelten müssen. „Hätte ich eine Flöte, so wollte ich Euch durch Musik eine hei„tere Stunde zu machen suchen." Auch die beiden andern Kalender versicherten, sie spielten einige Instrumente, und wenn sie nur eines oder das andere hätten, so wollten sie das Ihrige beitragen, durch ihre Kunst die Freude dieses Abends zu erhöhen.

„Ei," rief Zobeide, „solch ein Anerbieten nehmen wir gerne „an, und an Instrumenten soll es nicht fehlen." Sie winkte zugleich ihrer Schwester Safie, und diese ging, und kam bald wieder mit einer Menge verschiedenartiger Instrumente zurück. Die Kalender wählten sich davon, was jeder am geläufigsten spielen konnte. Der eine von ihnen stimmte auf einer Persischen

Flöte eine lustige Weise an; und da sie die Weise eines zu jener Zeit allgemein bekannten und beliebten Liedes war, so fielen die beiden andern Kalender bald mit ihren Instrumenten ein, und die Frauen sangen mit großer Ergötzung das Lied dazu. Die lustigen Worte und die eben so fröhliche Weise reizten sie aber so sehr zum Lachen, daß sie oft mitten im Gesange absetzen mußten.

2.

In jener Nacht war aber der Kalif von Bagdad, Harun Alraschid, wie er oftmals zu thun pflegte, wieder mit Giafar, seinem Großwessir, und Mesrur, seinem Oberkämmerling, Alle als Kaufleute verkleidet, ausgegangen, um mit eigenen Augen zu sehen, und mit eigenen Ohren zu hören, wie seine Unterthanen lebten, wo er etwas zu ihrem Glücke beitragen, wo er eine ihm unbekannte Tugend belohnen, ein ihm unbekanntes Verbrechen entdecken und bestrafen könnte. Zufällig kam er gerade in die Gasse, wo die drei Frauen wohnten, und hörte das schallende Gelächter der fröhlichen Gesellschaft, und dazwischen immer wieder den Gesang und den Klang der Instrumente.

„Was mag da wohl vorgehn?" sprach er zu Giafar. „Geh „hin und klopfe an die Thüre an, ich will hinein gehn." Der Großwessir meinte, es seyen Weiber, die vielleicht zu viel Wein getrunken hätten; auch könne man nichts über ihre Fröhlichkeit und den Lärm sagen, da die Stunde der allgemeinen Ordnung und Stille noch nicht angefangen habe. Der Kalif befahl ihm aber, er sollte klopfen, und Giafar gehorchte.

Safie öffnete die Pforte, und fragte nach seinem Begehren. „Wir sind drei Kaufleute aus Mossul," antwortete Giafar, „und haben unsere reichen Waaren in einem Chane niedergelegt, „wo wir auch Herberge fanden. Nun waren wir diesen Abend „bei einem andern Kaufmanne zu Gaste, wo wir uns bis zur „Nacht verspäteten. Obgleich wir aber schon zehn Tage hier „sind, so laufen wir doch schon über eine Stunde herum, und „können uns in der großen Stadt in der Dunkelheit nicht zu„recht finden; auch fürchten wir, von der Wache als Nachtschwär„mer aufgefangen zu werden, wenn wir noch länger durch die „Straßen laufen. Darum bitten wir Euch, Ihr möget uns „doch die Freundschaft erweisen, und uns nur bis zur Morgen„dämmerung vergönnen unter Euerm Dache zu verweilen. Wir „wollen Euch sonst in keinem Stücke lästig werden."

Safie hieß sie warten, und ging, um ihre Schwestern zu fragen, ob sie die drei Kaufleute einlassen dürfe. Bald kam sie auch wieder, und ließ sie eintreten. Indem sie die Pforte schloß, zeigte sie ihnen aber die Worte, die da angeschrieben waren, und sagte dabei: „Es ist möglich, daß euch mancherlei bei uns „sonderbar auffällt. Seht es aber, als ob ihr es nicht sähet,

„und höret es, als ob ihr es nicht hörtet. Es könnte euch sonst „großes Ungemach treffen.“ Sie gelobten ihr, was sie begehrte, und traten mit ihr in den Saal.

Harun ward von der Pracht, die er hier sah, überrascht, denn sie übertraf selbst seine prachtvollen Paläste an geschmackvoller Anordnung und an Reichthum. Auch die reiche Kleidung der drei Frauen fiel ihm auf. Sehr höflich neigte er sich gegen Zobeide, die ihm auch durch ihre Schönheit Bewunderung abnöthigte, und sprach: „Wir bedauern, daß wir Euch in Eurer „Lust gestört haben. Haltet Ihr uns aber für würdig, an Eurem „Vergnügen Theil zu nehmen, so wollen wir Alles aufbieten, „um das Versäumte zu ersetzen; haltet Ihr uns solcher Gnade „aber nicht werth, so erlaubt uns nur, unter Euerm Vorgebäude die Nacht hinzubringen.“

„Ihr sollt uns willkommen seyn,“ antwortete Zobeide, „wenn „Ihr nur nicht vergessen wollt, was Ihr an der Thüre gelesen, „und wenn Ihr überhaupt Eure Neugier so zu mäßigen ver„steht, daß Ihr Euch nicht in Dinge mischet, die Euch nichts „angehn.“ — Sie versprachen noch einmal den pünktlichsten Gehorsam, und setzten sich auf die angewiesenen Plätze.

Bald sprach man von den Belustigungen verschiedener Völker, und von der großen Verschiedenheit, die darin herrsche. „So tanzt man zum Beispiel in allen Weltgegenden,“ sprach einer der Kalender, „allein jedes Volk hat seine eigenthümlichen „Tänze.“ Zum Beweise dieser Behauptung führte er sogleich einen Tanz auf, wie er in seinem Vaterlande üblich war. Nach ihm tanzten auch die beiden andern Kalender, jeder nach der Sitte seines Vaterlandes. Harun Alraschid hätte gern gewußt, warum diese Leute alle drei einäugig waren. Da er aber meinte, sie gehörten zum Hause, so unterdrückte er seine Neugier. Doch hatten ihm die Gespräche mit ihnen eine große Achtung eingeflößt.

Indessen war die Nacht weit vorgerückt. Da stand Zobeide plötzlich auf, und sprach: „Liebe Schwestern, es ist Zeit, daß „wir unsere tägliche Pflicht erfüllen. Die Gesellschaft wird nicht „übel nehmen, wenn wir ohne Zwang leben, wie wir gewohnt „sind.“ Sogleich standen ihre beiden Schwestern auf und trugen die Gefäße, die Trinkschalen, die Flaschen, die Instrumente und selbst die Tische weg. Den Gästen wurden auf der Seite des Saales Sitze angewiesen. Nun reinigte Safie den Saal, Amine putzte die Kerzen und versah sie auf's neue mit Ambra.

Der Lastträger hatte schon lange auf seinem Sitze geschlummert, und stand auch jetzt noch, einem Schlaftrunkenen gleich, an die Wand des Saales gelehnt. Da wandte sich Safie mit scherzendem Schelten zu ihm und sprach: „Pfui, schäme dich! „Wie magst du als ein Mann, der gleichsam zum Hause ge„hört, so müßig dastehn!“

„Da bin ich,“ rief er aufwachend, „was gibt's? Befehlt

„nur, ich bin bereit." — „Schon gut," antwortete Safie, „warte nur, du sollst gleich angewiesen werden." — Amine hatte indessen mehrere kostbar bekleidete Polster in der Mitte des Saales auf einander gelegt, und winkte dem Träger, ihr durch eine Seitenthüre zu folgen. Zobeide setzte sich auf die Polster in der Mitte des Saales. Alle Anwesenden erstummten in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Nach kurzem Verweilen kam Amine mit einer großen Ruthe wieder durch die Seitenthüre in den Saal zurück, und ihr nachfolgend kam der Träger, und führte zwei schwarze Hündinnen an Ketten nach sich. Zobeide streifte sich den rechten Arm nun bis zum Ellenbogen auf, nahm Amine mit einem tiefen Seufzer die Ruthe ab, und sprach mit wehmüthiger Stimme: „Wohlan, so will ich meine Pflicht erfüllen."

Sie winkte dem Träger. Dieser trat näher, und sie nahm eine Hündin bei der Kette, und ließ ihn mit der andern Hündin zurück treten. Nun küßte sie erst die Hündin, schmeichelte ihr, rief dann mit einem schweren Seufzer: „Ich muß!" und gab ihr laut zählend und weinend hundert Streiche mit der Ruthe, wobei das Thier auf's Erbarmungswürdigste zu ihren Füßen auf dem Boden herumkroch, und heulte, winselte und schrie. Mit dem letzten Schlage warf sie die Ruthe weg, beugte sich zu ihm nieder, hob es von der Erde bei den Vorderpfoten in die Höhe, und liebkosete und küßte es wieder. Hierauf übergab sie es dem Träger mit dem Auftrag, das arme Thier hinzuführen, wo er es geholt habe; die andere Hündin nahm sie ihm aber ab, und that mit ihr eben so, wie sie mit der ersten gethan hatte. Als auch diese ihre hundert Streiche erhalten hatte, und geküßt und geschmeichelt war, führte sie Amine durch die Thüre hinaus.

Alle staunten über das Geschehene, und murrten in sich über die grausame Mißhandlung der Hunde, so wie über die übertriebenen Liebkosungen, die ihnen Zobeide erwiesen. Vor Allem brannte der Kalif aus Neugier, warum die schöne Zobeide die Hunde so grausam geschlagen, und sich darauf wieder so sehr vergessen konnte, daß sie Thiere küßte, die doch nach Mahomeds Religion zu den unreinen gehörten. Er winkte dem Großwessir, er sollte nach der Ursache fragen, und da dieser sich stellte, als verstehe er nicht, was sein Herr wolle, und den Kopf nach der Seite wendete, flisterte er ihm in's Ohr: „So frage doch." Der Großwessir sagte ihm aber, er möchte doch nur jetzt ruhig seyn; er könne ja morgen als Kalif von ihnen mit Recht verlangen, was er sich jetzt nur mit Gefahr erbitten müsse.

Als beide Hunde weggeführt waren, und Zobeide eine Weile ruhend auf den Polstern gesessen, sprach Safie: „Liebe Schwester, gefällt dir's, so überlasse mir nun deinen Platz, damit „auch ich thue, was ich gewohnt bin." Zobeide stand schweigend auf; Safie setzte sich auf die Polster und sprach zu ihrer

Schwester Amine: „Ich beschwöre dich, liebe Schwester, du „weißt schon, was ich meine."

Amine stand auf und ging durch eine andere Seitenthüre hinaus. Als sie nach wenigen Augenblicken wieder hereinkam, brachte sie eine Platte von dem schönsten Kristalle, auf welcher drei Feigen lagen, die sehr künstlich aus grünem Smaragd den natürlichen Feigen nachgebildet waren. Safie empfing die Platte aus ihrer Hand, blickte sie einige Augenblicke unverwandt mit großer Traurigkeit an, und brach dann in ein lautes Weinen aus, wobei ihr ein starker Thränenstrom aus den Augen floß, mit dem sie die drei Feigen benetzte. Klagend wiederholte sie dabei mehrmals diese sonderbaren Worte: „O dunkler „Zug des Herzens, zu welch hellem Freudentage hättest du „mich nicht geführt! o du klarer, weise dünkender Verstand, „in welche Trauernacht hast du mich nicht geführt!"

Als sie endlich ganz erschöpft war, stand sie auf, und trocknete ihre Thränen. Nun setzte sich Amine auf die Polster. Safie trug ihre Feigen weg, und kehrte bald mit einer Laute wieder, die sie ihrer Schwester mit den Worten überreichte: „Greife „dich nicht zu sehr an! schone deine Gesundheit."

„Wie?" antwortete Amine. „Du willst mich daran mahnen? Hättest du nicht derselben Mahnung viel eher bedurft?"

Sie durchlief die Saiten mit ihren Fingern, um zu sehen, ob sie noch rein gestimmt seyen, und spielte darauf eine sehr rührende Weise, die sie mit einem wehmüthigen Gesange begleitete. Das Lied handelte von erlittenem Unrecht, von entschwundenem Glück und der schmerzlichen Sehnsucht nach dem Verlornen. Mit jedem Verse wurde aber das Lied und die Weise leidenschaftlicher, und sie sang es mit solchem Gefühle und so theilnehmender Stimme, daß die Anwesenden fest überzeugt wurden, daß sie kein gelerntes Gedicht sang, sondern die eigenthümlichsten tiefsten Gefühle ihres eigenen Herzens aussprach.

Als sie geendet hatte, fehlte ihr vor Beklemmung der Athem. Halb besinnungslos, in der Gefahr zu ersticken, riß sie sich das Kleid auf, und entblößte dadurch den Hals und die Brust, die beide von vernarbten tiefen Wunden ganz fleckig waren. Mit Verwunderung sahen es die Gäste. Zobeide und Safie eilten schnell hinzu, und suchten sie wieder zu sich selbst zu bringen.

Während sie mit ihr beschäftigt waren, rief einer der Kalender: „Hätten wir gewußt, daß es solche Schauspiele hier gibt, „so hätten wir die Nacht lieber unter freiem Himmel zugebracht." Und der Kalif wendete sich zu ihm, und fragte ihn, was das Alles bedeute, warum man die Hunde so mißhandelt und geschmeichelt, warum Safie die Feigen in ihren Thränen gebadet habe, und warum Aminens Hals und Brust so sehr mit Narben bedeckt wäre? Da ihm dieser sagte, daß er ebenfalls fremd wäre, wandte er sich zu dem Träger. Dieser antwortete aber:

„Lieber Herr Kaufmann aus Mossul, ich weiß davon so wenig, „als Ihr selbst. Ich bin heute auch zum erstenmale in diesem „Hause, und wundere mich über nichts, was ich gesehen habe, „so sehr, als über den Reichthum dieser Frauen, und daß sie so „ganz allein wohnen, ohne Sclavinnen, ohne daß ein einziger „Mann bei ihnen im Hause wohnt.“

„Hört,“ sprach da der Kalif zu seinen Begleitern und den Kalendern, „mit diesem Manne sind wir unserer sieben. Die „Frauen können gegen uns nichts ausrichten, wenn sie uns auch „zürnen sollten. Laßt uns fragen, was das Alles zu bedeu„ten hat.“

Giafar und Mesrur riethen ab, ohne jedoch zu verrathen, wer sie wären. Endlich willigten die Kalender auch darein, daß man fragen sollte. Der Träger wurde dazu beauftragt. Indem er fragen wollte, war Amine wieder völlig zu sich gekommen. Da wandte sich Zobeide zu ihnen, denn sie hatte ihre Gäste eifrig sprechen hören, und fragte: „Meine Herren, wo„von sprecht ihr so eifrig?“

„Diese Herren bitten Euch,“ versetzte der Träger, „Ihr „möchtet ihnen doch die Güte erweisen, und sagen, warum Ihr „die Hunde so unbarmherzig geschlagen und dann wieder geliebkoset habt, und warum der Hals und die Brust Eurer Schwe„ster Amine so unwürdig von Narben entstellt ist, und warum „Eure Schwester Safie die Feigen in ihren Thränen gebadet hat.“

„Wie?“ rief Zobeide zürnend, „ist das wahr?“ Alle bejahten. „Wie,“ fuhr sie fort, „haben wir Euch nicht, als Ihr „herein tratet, die Aufschrift an unserer Thüre lesen lassen? „Habt Ihr nicht freiwillig versprochen, Euch nicht nach dem „Grunde unserer Handlungen zu erkundigen? Und nun, nach„dem wir Euch auf's freundlichste aufgenommen und alle For„derungen der Gastfreundschaft in reichem Maße an Euch er„füllt haben, seyd Ihr doch so undankbar, Euer Wort zu brechen?“

Sie stampfte bei diesen Worten dreimal mit dem Fuße auf den Boden, und zugleich sprangen zwei Thüren an beiden Seiten des Saales auf, durch welche sieben große schwarze Sclaven herein kamen, die Alle mit blinkenden Säbeln auf die Gäste zueilten. Jeder packte in größter Geschwindigkeit einen derselben, schleppte ihn in die Mitte des Saales, warf ihn nieder, setzte ihm den Fuß auf die Brust, und schwang den Säbel hoch in der Luft, um ihm mit einem gewaltigen Streiche den Kopf vom Rumpfe zu trennen. In dieser Stellung blieben sie, und sahen erwartend nach Zobeiden, ihrer Gebieterin, ob sie ihnen den Wink zum tödtlichen Streiche gäbe.

Alle waren so bestürzt und erschrocken, daß keiner ein Wort zu reden vermochte. Nur der Lastträger fing an zu flehen und zu wehklagen: „Ach du mein Himmel,“ rief er, „was ist das? „Edle Frau, ich bin ja unschuldig! ich habe ja nichts gethan!

„gar nichts! Ich bitt' Euch um Gotteswillen, befehlt doch dem „schwarzen Riesen, daß er seinen Säbel weglegt. Es ist nicht „zu spaßen mit solch einem Dinge! Was hab' ich denn gethan? „Da sind die drei Nachtschwärmer Schuld, die drei Kaufleute „von Mossul, oder gar die drei einäugigen Kalender mit ihrem „abenteuerlichen Aufzug. Ich habe mir's doch gleich gedacht, „als sie hereinkamen, daß diese ein Unglück mitbrächten. Diese „andern sind ganz allein Schuld. Was kümmre ich mich um „Eure Hundskomödie? Was liegt mir an den gebadeten Feigen „von grünem Glase? Was hab' ich von Euerm Gesinge? Meinetwegen hättet Ihr machen können, was Ihr gewollt hätter. „Diese sind Schuld; sie haben mich aufgestiftet, daß ich fragen sollte, und durch meine Handthierung bin ich schon so an's „Gehorchen gewöhnt, daß ich meine, ich müßte Alles thun, „was man mir sagt. Ich bitt' Euch um Gotteswillen, habt „Mitleiden mit mir."

Er sprach diese Worte mit so lächerlicher Angst und so komischer Gebehrdung, daß sich Zobeide kaum des Lachens enthalten konnte. Sie wandte sich aber demungeachtet mit großem Ernste zu den Andern, und sprach: „Saget mir, auf der Stelle, wer „ihr seyd, sonst habt ihr nur noch einen Augenblick zu leben. „Ich sah euch für Leute an, die sich anständig betragen könn„ten. Es scheint aber, daß ihr auch in Euerm Vaterlande zu „dem gemeinen Volke gezählt werdet; denn Männer von An„sehn würden die Bescheidenheit und Achtung gegen uns nicht „so grob verletzt haben."

Der heftige Harun Alraschid konnte sich kaum fassen, daß sein Leben von dem Winke einer erzürnten Frau abhängen sollte. Er flisterte dem Großwessir darum zu, er sollte entdecken, daß er der Kalif wäre. Dieser aber wollte nicht, daß die Frauen und der Sackträger erzählen könnten, Harun Alraschid, der Beherrscher der Gläubigen, habe durch Neugier sein Leben in Gefahr gebracht, und antwortete nur: „Wir leiden, was wir „verdienen."

Ohne aber die Antwort abzuwarten, hatte sich Zobeide schon zu den drei Kalendern gewandt und sprach: „Ihr drei Einäu„gigen, seyd Ihr Brüder, wer seyd Ihr, seyd Ihr von Jugend „auf an dem einen Auge blind?" — „Nein," antwortete einer der Kalender, „wir sind nicht Brüder, und haben uns, wie wir „gleich der Wahrheit gemäß angaben, erst diesen Abend hier bei „Bagdad zusammen gefunden. Auch bin ich nur durch ein Un„glück um mein rechtes Auge gekommen, und habe von dieser „Zeit an die Kleidung eines Kalenders angenommen."

„Was dieser mein Unglücksgefährte sagt," ergriff der zweite Kalender das Wort, „gilt auch von mir. Auch ich habe erst, „nachdem ich das Unglück hatte, durch ein seltsames Ereigniß

„mein rechtes Auge zu verlieren, die Tracht eines Kalenders „angezogen."

„Auch ich!" fiel der dritte ein. „Und wißt, daß wir keine „gemeine Leute sind, sondern drei Königssöhne. Obgleich wir „erst vor wenigen Stunden zusammentrafen, so haben wir doch „auf unserm Gange bis zu Euerm Hause uns gegenseitig zu er„kennen gegeben."

Zobeidens Ernst milderte sich bei diesen Worten: „Gebt sie „frei, Sclaven," rief sie, „und wartet am Ende des Saales „auf meine weitern Befehle." Die Sclaven traten zurück, und Zobeide fuhr fort: „Wer uns seine Lebensgeschichte erzählt, und „die Veranlassung, die ihn in unsere Wohnung gebracht hat, „soll die Freiheit erhalten; wer sich aber weigert, den ergreifen „die Sclaven, und hauen ihn zusammen."

Da ergriff der Träger sogleich das Wort: „Ach, lieber Him„mel!" rief er, „meine Geschichte ist sehr kurz und einfach, und „damit Ihr sehet, daß ich nicht gern von den Schwarzen dort „zusammen gehackt bin, so will ich sie sogleich erzählen. Ich „bin ein armer Kerl, mein Vater war ein Lastträger, und da „ich heranwuchs, ward ich eben auch, was mein Vater war. „So hab' ich mich bis auf den heutigen Tag redlich ernährt. „Wie ich in Euer Haus kam, wißt Ihr so gut, als ich; Ihr „habt meiner Dienste bedurft, und ich habe sie Euch geleistet. „Daß Ihr mir großmüthig vergönnt habt, bei Euch zu bleiben, „wißt Ihr auch; und ich weiß sonst nichts mehr."

„Du sollst frei seyn," sprach Zobeide, „gehe hin, und lasse „dich aber ja nie wieder sehen." Der Träger war damit sehr vergnügt, nur bat er, sie möchte ihm erlauben, so lange zu bleiben, bis auch die Andern ihre Lebensgeschichte erzählt hätten. Auch diese Bitte ward ihm gewährt. Er setzte sich, und Zobeide forderte die Kalender auf, ihre Geschichte zu erzählen. Diese gehorchten, und erzählten folgende wunderbare Begebenheiten.

II.

Geschichte des ersten Kalenders, der ein Königssohn war.

Erstes Kapitel.

Um Euch zu sagen, wie ich um mein rechtes Auge gekommen bin, und warum ich in dem Gewande eines Kalenders vor Euch erscheine, ist es nöthig, die ganze Geschichte meines Lebens zu erzählen.

Ich bin der Sohn eines Königes. Der Bruder meines Vaters beherrschte ein benachbartes Reich, und hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Schon frühe waren wir, als so nahe Verwandte, mit einander bekannt geworden, und da wir

erwachsen waren, verband uns die innigste Freundschaft. Alle Jahre brachte ich einige Wochen, oft ein Paar Monate, an dem Hofe meines Oheims in fröhlicher Gemeinschaft mit meinem Vetter zu.

Bei meinem letzten Besuche mußte mein Oheim einst in Angelegenheiten seines Reiches auf einen Tag verreisen, und anstatt daß ich vorher mit meinem Vetter immer an der Tafel meines Oheims gegessen hatte, lud mich für diesen Tag der Prinz, mein Vetter, zu sich zu Tische.

Das Mahl war auf's Prachtvollste angeordnet, die Speisen waren auf's Leckerste zubereitet, und für die Ergötzung des Auges und Ohres war durch die geschicktesten Tänzer und Tänzerinnen, durch Musik und Gesang auf's Beste dabei gesorgt. Ich lobte darum am Ende des Mahles den Geschmack meines Vetters, und sagte ihm, daß auch nicht das Mindeste gefehlt habe, was zur Verherrlichung eines Festes beitragen konnte.

„Doch, doch!" fiel mir mein Vetter da in die Rede. „Das „Beste hat freilich gefehlt, das Allerköstlichste, ohne welches „jedes Fest ärmlich, ohne welches jede Freude schaal ist. Es „hat gefehlt, was die gewöhnlichste Kost zu einem Königsmahl „würzen kann, das uns aber unsere Religion zu genießen ver„bietet. Freilich sind andere unserer Glaubensgenossen über „dieses Vorurtheil lange hinaus, und sehen dieses Verbot als „eine thörichte Laune des Propheten an, die vielleicht ganz von „seinem eigenen Geschmacke herkommt. Aber leider hält mein „Vater in seinem Reiche so streng auf die Beobachtung dieses „Verbotes, daß er jede Uebertretung mit dem Tode bestraft. Es „liegt nach meiner Ansicht gar nicht in seiner Pflicht, seine „Macht auch auf Religionssachen auszudehnen; allein er hat nun „einmal diese Eigenheit, und seine Unterthanen fügen sich, we„nigstens dem Schein nach, darein. Ich aber bin dieses Zwan„ges überdrüssig, und habe ein Mittel versucht, mich für die „Zukunft demselben zu entziehen; denn ich will lieber auf alle „Lust des Lebens verzichten, wenn ich künftig dafür jenen ver„botenen Genuß erkaufen kann."

Ich war verwundert über seine Rede. Ob ich mir gleich leicht denken konnte, was er meinte, so war es mir doch unbegreiflich, wie eine solche Lüsternheit nach einem verbotenen Genusse bei ihm entstanden seyn konnte. Ich redete ihm zu, sich stärker zu bezeugen, und sie in sich zu unterdrücken.

„Nein," antwortete er, „lieber Vetter! sollen wir gute „Freunde bleiben, so rede mir davon nicht. Jahre lang habe „ich insgeheim schon durch vertraute Werkmeister daran arbei„ten lassen, mir einen Zufluchtsort zu erbauen, wo ich mich ganz „diesem Genusse überlassen kann. Auch habe ich mir einen köst„lichen Vorrath dort gesammelt, der für die ganze Dauer mei„nes Lebens ausreichen kann. Dorthin will ich mich begeben.

„Meine Schwester theilt gleiche Gesinnung mit mir, und da „jener Genuß durch Geselligkeit nur erhöht wird, so wird sie „mich begleiten. Von dir fordere ich aber bei unsrer Entfer„nung nach unserm Zufluchtsorte, thätige Hülfe und die strengste „Verschwiegenheit."

Da alle Vorstellungen vergeblich waren, und er mit seinen Beschwörungen in mich drang, versprach ich ihm mit einem Eide, was er begehrte. Er holte in großer Freude über dieses Versprechen sogleich seine Schwester, und trug mir auf, sie nach einer bestimmten Richtung durch den Garten des Palastes nach einem nahen Begräbnißplatze zu führen, und dort auf ihn zu warten.

Es war schon Nacht geworden, der Mond beleuchtete spärlich unsern Weg; doch fanden wir glücklich die bezeichnete Stelle. Sehr bald kam auch mein Vetter nach. Er trug Hacke und Schaufel, einen Beutel mit Gips und einen Krug Wasser. Er führte uns an vielen Grabmälern vorbei, und öffnete endlich durch einen Druck den Eingang eines neuerbauten Grabgewölbes, schaffte mit der Hacke und der Schaufel die Erde eines zum Scheine darin aufgehäuften Grabes weg, brach die darunter befindlichen Steinplatten aus, und grub hier nun einige Fuß tief in die Erde. Bald erschien eine Fallthüre. Er öffnete sie, und wir erblickten den Anfang einer steil hinabführenden Treppe. „Hier ist der Weg zu unserm Glücke!" sprach er zu seiner Schwester. Nun bat er mich, indem er mich nochmals an meinen Eid erinnerte, ich sollte die Fallthüre wieder zulegen, Erde darauf schöpfen, die Steinplatten darüber legen, und mit dem Gips, nachdem ich ihn mit Wasser vermischt, wieder zukitten. Zuletzt sollte ich wieder aus der übrigen Erde einen Grabhügel aufhäufen und den Eingang des Grabgewölbes verschließen, über den ganzen Vorfall aber nie in meinem Leben auch nur eine Sylbe reden. Er berief sich nochmals auf mein eidliches Versprechen, und stieg dann mit seiner Schwester die Treppe hinab.

Ich that in dem Bewußtseyn meines geleisteten Eides, was er verlangt hatte, und ging dann eilig nach dem Palaste zurück. Als ich am andern Morgen erwachte, stand mir die ganze sonderbare Begebenheit wie ein Traum vor der Seele. Mit dem Wunsche, daß mich ein lebhafter Traum getäuscht haben möchte, schickte ich meinen Diener, um mich zu erkundigen, wie mein Vetter diese Nacht geschlafen habe. Allein ich bekam die Nachricht, er sey heute gar nicht nach Hause gekommen, und man sey seinetwegen sehr in Sorgen.

Nun ging ich heimlich auf den Begräbnißplatz, um das Grab zu suchen. Es waren aber viele neue Gräber da, welche alle einander ähnlich sahen, und ich konnte mich nicht mit Gewißheit erinnern, welches das rechte war. Die Hofbeamten waren in der größten Unruhe über das Verschwinden des Prinzen und der Prinzessin. Ich hielt für das Rathsamste, mich zu meinem

Vater zurück zu begeben, und da mein Oheim auch immer noch nicht zurückgekommen war, beurlaubte ich mich mit der Bitte, meine Abreise bei der Rückkehr meines Oheims zu entschuldigen.

Zweites Kapitel.

Bei meiner Heimkunft fand ich vor dem Palaste meines Vaters eine ungewöhnlich starke Wache, die mich sogleich umringte. „Was soll das bedeuten?" fragte ich. „Wahrscheinlich bedeutet „es Euern Tod!" war die Antwort. „Der König hat uns dies „geboten." — „Wie?" fragte ich, „mein Vater?" — „Nein, „nein," antwortete man mir lachend, „mit dem ist's aus, der „gebietet uns nicht mehr. Sein Großwessir hat ihm mit einem „schönen seidenen Stricke das Gebieten und Verbieten auf ein„mal vergessen machen. Zum Danke für diese Gefälligkeit hat „das Kriegsheer nun den Herrn Großwessir zum König ausge„rufen, und nach dieses neuen Königs Befehl sollen wir Euch „verhaften, und vor ihn bringen."

Bei dieser Nachricht stand mir die Größe meines künftigen Elendes ganz vor der Seele. Der Großwessir war von meiner frühen Jugend an mein bitterster Feind gewesen. Als kleiner Knabe schoß ich gern mit der Armbrust, und vertrieb mir oft die Zeit damit. So stand ich einst auf dem flachen Dache des Palastes mit gespannter Sehne. Da flog ein Vogel vorüber. In kindischer Hast zielte ich darnach und schoß, ohne zu überlegen, ob ich auch Niemand schaden könnte. Unglücklicherweise stand der Großwessir gerade gegenüber; ich fehlte den Vogel, und der Pfeil steckte in dem Auge des Großwessirs.

Meine aufrichtige Reue, Erwägung meiner Jugend, und der Unbesonnenheit, die dem kindischen Alter überhaupt eigen ist, hätten ihn zur Vergebung bewegen sollen. Allein sein rachsüchtiges Gemüth bewahrte seitdem den tödtlichsten Haß gegen mich; und als ich nun gefangen vor ihn geführt wurde, lief er in einem Anfalle von Wuth gegen mich, stieß mir den einen Finger in das Auge und riß es mit Gewalt aus seiner Höhle. „Hier!" rief er, indem er das Auge zu Boden warf, „hier hast „du den Lohn für deine Unbesonnenheit. Damit du mir aber „nicht gelegenheitlich auch das andere Auge ausschießest, muß „ich noch andre Maaßregeln nehmen." Er ließ den Scharfrichter rufen, befahl ihm, mich in eine Kiste einzusperren, in derselben hinaus zu schaffen, mir ferne von der Stadt das Haupt abzuschlagen, und mein Fleisch zerhackt den Vögeln zum Fraße hinzustreuen.

Der Scharfrichter war aber mitleidiger, als sein Herr. Meine Bitten und Thränen bewegten ihn, mir draußen in der Einsamkeit das Leben zu schenken; nur rieth er mir, ich sollte mich eiligst über die Gränzen meines väterlichen Reiches hinaus

flüchten, und nie zurückkehren. Dankbar entfernte ich mich. Die Schmerzen an meinem Auge waren zu heftig, als daß ich in diesem Zustande einen großen Weg hätte zurück legen können. Bei Tage hielt mich in Wäldern, Felsenklüften und Einöden verborgen; bei Nacht ging ich, soweit meine Kräfte reichten. Bald tröstete mich auch der Gedanke, daß ich dem Tode entronnen war, über den Verlust meines Auges.

Endlich kam ich zu der Hauptstadt meines Oheims. Dieser wollte mich kaum erkennen, da ich nun einäugig und meine Kleider von der mühevollen und langsamen Fußreise ganz zerlumpt waren. Als ich ihm die Ursache meines bejammernswerthen Zustandes sagte, rief er mit tiefem Schmerze: „Ach, war es nicht „genug, daß ich meine Kinder verloren habe, ohne zu wissen, „ob sie noch leben, oder gestorben sind? Mußte auch mein ge„liebter Bruder durch die Hand eines Verräthers sterben? und „muß ich den Sohn meines Bruders in solchem Elende suchen?“

Die Erinnerung an seinen Sohn und seine Tochter erwachte bei meinem Anblicke wieder ganz lebhaft in ihm. Er beklagte ihren Verlust mit Thränen und Seufzen so aus der Tiefe seines Herzens, daß er mich auf's Innigste rührte. Ich vergaß den Eid, den ich meinem Vetter geleistet hatte, und erzählte ihm die ganze Begebenheit von jener Nacht, da ich meinen Vetter zum letztenmale sah.

Mein Oheim hörte mir aufmerksam zu, und in seinen Mienen verrieth sich die Freude einer erwachenden Hoffnung. Als ich geendet hatte, schloß er mich in seine Arme, und dankte mir mit Freudenthränen, daß ich ihm doch den Weg gezeigt, auf welchem er seine verlornen Kinder wieder suchen könnte. „Ich „weiß,“ sprach er, „daß mein Sohn ein Grabmal erbauen ließ, „daß er sehr viel Zeit brauchte, um es zu vollenden, und schließe „daraus, daß er es nur zu dem verborgenen Eingange einer „unterirdischen Wohnung benutzte. Ich erinnere mich auch noch „ungefähr an die Stelle, wo das Grabmal steht; darum komme, „und laß uns versuchen, ob wir es nicht finden können. Laß „uns aber insgeheim gehen, denn ich kann mir aus deiner Er„zählung die Ursache wohl denken, warum mein Sohn sich so „von der Welt zurück gezogen hat; und möchte doch nicht, „wenn ich ihn wieder finde, die strenge Strafe an ihm ausüben „lassen, die ich auf die Uebertretung eines Verbots in meinem „Reiche gesetzt habe, deren er sich wahrscheinlich schuldig machte. „Denn er ist mein einziger Sohn.“

Verkleidet gingen wir durch den Garten nach dem Begräbnißorte, und fanden auch bald das rechte Grabmal. Wir brachen die Steinplatten auf, öffneten die Fallthüre, und stiegen die Stufen hinunter. Wir kamen in einen sehr geräumigen und hohen Vorsaal, an welchem zehn Gallerien übereinander rings umher liefen, die alle mit sehr vielen großen Urnen besetzt waren.

Ein Kronleuchter, der von der Mitte des Gewölbes herabhing, erleuchtete den Saal. Da wir nicht gleich einen Ausgang sahen, untersuchten wir eine der Urnen. Sie war so schwer, daß wir sie kaum zu heben im Stande waren. Ich nahm den gewölbten mit Laubwerk verzierten Deckel herunter, und sah zu meinem Erstaunen, daß sie doch noch ganz geschlossen war. Nur in der Mitte war eine kleine Oeffnung mit einem Kork verstopft. Mein Oheim zog hastig den Kork heraus, und der Geruch überzeugte uns, daß die Urne ganz mit Wein angefüllt war.

„Ja, ja, es ist so, wie ich vermuthet hatte," rief da mein Oheim mit unterdrücktem Seufzen. „Komm," fuhr er fort, „laß uns ihn suchen." Wir stiegen auf alle Gallerien, und fanden ihn nirgend. Endlich entdeckten wir eine verborgene Thüre. Wir gingen durch einen langen Gang und gelangten in einen zweiten Saal, der wie der vorige erbaut, und ganz mit solchen Lebensmitteln angefüllt war, die sich viele Jahre hindurch unverdorben erhalten lassen. Man sah, daß mein Vetter Alles auf einen lebenslänglichen Aufenthalt berechnet hatte.

Da wir ihn auch hier nicht fanden, gingen wir durch einen entdeckten Gang weiter, und gelangten in einen dritten Saal. Dieser war ganz mit schönen Steinen und allerlei Muschelwerk bekleidet. In der Mitte befand sich ein großes Becken mit einem wasserspeienden Delphin. Zu beiden Seiten befanden sich zwei Nischen mit Vorhängen verhüllt, die zu Schlafstätten eingerichtet waren, und dem Eingange gegenüber befand sich eine kleine Erhöhung, mit reichem Gitterwerk versehen, zu der einige Marmorstufen hinan führten.

Wir stiegen hinauf, und erblickten zu unserm Schrecken den Prinzen und die Prinzessin, beide im Tode erstarrt, und über und über kohlschwarz. Sie saßen einander gegenüber an einem Tische auf Polstern, und lehnten sich an Säulen, deren mehrere im Halbkreise umher standen. Vor ihnen auf dem Tische standen die Reste eines Mahles und eine Urne mit Wein. Beide hielten aber noch in der auf den Tisch gesunkenen Hand eine halbgefüllte Trinkschale.

Ehe ich noch in meinem Schrecken Worte finden konnte, war mein Oheim schon hinzugetreten, und hatte seinem Sohn in's schwarze Angesicht gespieen, und that auch seiner Tochter also. Dann zog er im höchsten Unwillen den Pantoffel aus, gab Beiden einige Backenstreiche damit, und rief: „Das ist „die Strafe für die Sünde! in jener Welt werdet ihr noch an„ders gestraft." Dann wandte er sich zu mir, und sprach: „Sieh, mein Sohn, dieser lasterhafte Mensch, den ich einst mei„nen Sohn nannte, lernte durch einen meiner Kämmerlinge, der „sein Hofmeister war, schon in seinem Knabenalter den verbo„tenen Genuß des Weines kennen, und liebte ihn als die höchste

„irdische Glückseligkeit. Ich entdeckte noch frühzeitig seine sträfliche Neigung und nahm ihn unter meine eigene strenge Aufsicht. In meinem Reiche ließ ich wiederholt ausrufen, daß „ich Jeden mit dem Tode bestrafen würde, der das Verbot des „Weintrinkens zu übertreten wagte. Denn der Prophet hat „ihn nicht um einer bloßen Laune willen verboten, sondern weil „er wußte, daß sein Genuß oft in's Uebermaß ausartet, und „ein betrunkener Mensch der edlen Herrschaft über seine Sinne „entbehrt, und leicht zu allen Lastern geneigt wird. Da ich aber „bemerkte, daß doch noch viele sich heimlich dem Laster des Weintrinkens ergaben, so besonders jener Kämmerling, so ließ ich „durch einen vertrauten Arzt ein schnelltödtendes Gift bereiten, „und vergiftete heimlich damit allen Wein, den er in seinen Gewölben aufbewahrte. Als der Kämmerling todt war, fand man „seinen Körper von dem Gifte eben so schwarz überlaufen, wie „du hier an meinen lasterhaften Kindern siehst. Das Gewölbe, „worin er seinen Wein aufbewahrte, ließ ich vermauern, und „setzte zur Warnung die Worte darauf: Wer diese Mauer erbricht, öffnet sich die Pforte zum Tode. Wie mein Sohn seine „Lüsternheit nach dem verbotenen Genusse des Weines so lange „noch genährt, wie er auch seine Schwester zu dem Laster des „Weintrinkens verführen konnte; wie er sich einen so großen „Weinvorrath zu verschaffen gewußt, ist mir unbekannt. Gewiß ist es aber, daß sich unter diesem Weine auch der vergiftete Wein aus jenem Gewölbe des Kämmerlings befindet; denn „gestern erfuhr ich noch, daß jenes Gewölbe erbrochen und leer „sey, und heute sehe ich die Wirkung jenes Giftes an meinen „unwürdigen Kindern."

Nach diesen Worten verhüllte mein Oheim das Gesicht, und weinte bitterlich. Ich weinte mit ihm. Endlich ermannte er sich, schloß mich mit großer Innigkeit an seine Brust und sprach: „Eine wunderbare Fügung des Himmels nahm dir den Vater, „um mir in dir den Verlust meiner unwürdigen, lasterhaften „Kinder durch einen würdigen und tugendhaften Sohn zu ersetzen."

Er führte mich, männlich gefaßt, zurück nach seinem Palaste, nachdem wir vorher den Eingang zu der unterirdischen Wohnung in dem Grabmale sorgfältig bedeckt hatten.

Drittes Kapitel.

Kaum waren wir nach dem Palaste zurückgekommen, so erhob sich vor der Stadt ein kriegerischer Lärm. Der verrätherische Großwessir, der meinen Vater ermordet hatte, begnügte sich nicht mit meinem väterlichen Reiche. Er war auch mit großer Heeresmacht in das friedliche Reich meines Oheims eingebrochen, und bedrohete ihn in seiner Hauptstadt.

Die kleine Leibwache konnte die Stadt nicht vertheidigen; siegreich zog der Verräther ein, und umringte den Palast. Mein Oheim vertheidigte sich mit seinen wenigen Leuten muthig gegen die große Uebermacht, und fiel unter verzweifelter Gegenwehr mit unzähligen Wunden bedeckt. Ich suchte durch den Palast nach dem Garten zu entfliehen. Der Vorsteher des Gartens war mir immer gewogen gewesen. Er verbarg mich einige Zeit in seinem Hause, und verschaffte mir endlich dieses Gewand eines Kalenders, schor mir die Augenbraunen und den Bart, und durch diese Verstellung entkam ich glücklich unerkannt den Nachstellungen meines Feindes.

Lange durchwanderte ich die einsamen Wüsteneien, hielt mich von allen Städten und bewohnten Orten ferne, und gelangte so endlich in das Reich des mächtigen Beherrschers der Gläubigen. Hier belebte mich endlich wieder das Gefühl der Sicherheit. Ich beschloß, nach Bagdad zu gehen, ihm meine wunderbare Geschichte zu erzählen, und hoffe von der Großmuth des edeln Harun Alraschid, daß ich ihn nicht vergeblich um seinen Schutz anflehen werde.

Nach langer und mühseliger Wanderung kam ich denn heute spät an dem Thore von Bagdad an. Unbekannt, wie ich war, stand ich still, und ging bei mir zu Rathe, was ich beginnen wollte, um noch ein Obdach für die Nacht zu finden. Indem ich so stand, kam ein anderer Kalender, ebenfalls ein Fremdling in der Stadt, zu mir. Wir begrüßten uns, und da wir Beide in gleicher Lage waren, berathschlagten wir mit einander, was wir beginnen wollten. Da gesellte sich auch noch der dritte Kalender zu uns. Wir gingen endlich auf gutes Glück durch einige Straßen, hörten zuletzt hier noch laute Gespräche, klopften an, und Ihr waret menschenfreundlich genug, die heimatlosen Fremdlinge mitleidig unter Euer Dach aufzunehmen.

III.

Geschichte

des zweiten Kalenders, der ein Königssohn war.

Erstes Kapitel.

Noch sehr weit jenseits des indischen Reiches liegt das Land, welches mein Vater beherrschte. Ob es gleich nicht von bedeutender Größe oder von ausgezeichneter Macht ist, so thut es sich doch vor den benachbarten Reichen rühmlich hervor durch Wissenschaft und Kunst, die in demselben bis unter die niedrigsten Volksstände verbreitet ist. Besonders hatte sich der Hof meines Vaters und seiner Vorfahren von jeher durch seine Liebe zu den Wissen-

schaften und Künsten und den Eifer und Aufwand, womit sie das Aufblühen derselben beförderten, rühmlich ausgezeichnet.

Es war darum natürlich, daß gleich in meiner ersten Jugend nichts versäumt wurde, mich, den einzigen Prinzen, in Allem zu unterrichten, was meinem Alter und meinem Stande angemessen war.

Schon in der zartesten Jugend lernte ich lesen und schreiben, und als Knabe wußte ich den ganzen Alkoran auswendig, der die Lehren und Vorschriften unserer Religion enthält. Ich las die Erklärungen unserer gelehrtesten Männer darüber, war bekannt mit der Geschichte meines Vaterlands, las unsre Dichter, und machte selbst Versuche in der Dichtkunst, die von Allen mit Vergnügen gelesen, und als gelungen gepriesen wurden. Ich war in allen andern Wissenschaften bewandert; vor Allem aber hatte ich eine besondere Vorliebe, mir im Schönschreiben der arabischen Schrift eine Fertigkeit zu erwerben; und bald gelang es mir auch, daß ich darin alle Schreibmeister übertraf.

Da ich so in den ersten Jünglingsjahren schon Kenntnisse besaß, die manchem Erwachsenen fehlten, die ich jedoch vielleicht blos den günstigen Verhältnissen meiner Erziehung verdankte, so verbreitete sich das Gerücht von meinen Kenntnissen, zumal da ich ein Prinz war, immer mehr als ich es verdiente. Selbst bis an den Hof des Sultans von Indien drang die Alles vergrößernde Sage von meiner Geschicklichkeit.

Der Sultan von Indien wurde neugierig, mich zu sehen, und ließ mich darum durch eine Gesandtschaft, die mir und meinem Vater reiche Geschenke überbrachte, einladen, an seinen Hof zu kommen, und einige Zeit bei ihm zuzubringen. Mein Vater war sehr erfreut über diese Einladung. Einerseits schmeichelte es seinem Stolze, daß ein so mächtiger Fürst, als der Sultan von Indien ist, ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm anknüpfen wollte; andererseits glaubte er, es trage zu meiner weitern Bildung bei, wenn ich nun, da ich einen guten wissenschaftlichen Grund gelegt hatte, mich auch in der Welt ein wenig umsähe; und dazu schien ihm gerade der Aufenthalt an einem größern Hof der anständigste und zweckmäßigste. Meine Abreise ward also zu meiner großen Freude beschlossen.

Ich reisete mit der indischen Gesandtschaft ohne große Begleitung ab, weil diese bei der großen Entfernung, und dem beschwerlichen Wege die Reise mehr erschwert, als gefördert haben würde. Nur zehn Pferde hatten wir bei uns, die unser Geräthe und einige Gegengeschenke für den Sultan von Indien trugen; unsere Gesellschaft war sehr klein.

Wir mochten ungefähr einen Monat auf der Reise seyn, als wir eines Tages eine große Staubwolke immer näher kommen sahen; und bald erkannten wir fünfzig wohlgerüstete Reiter, die in vollem Galopp auf uns zusprengten. Meine Gefährten

erkannten sie auch sogleich für eine Rotte der räuberischen Völkerschaften jener Gegend, welche die Reisenden mit gewaffneter Hand überfallen, und von ihrer Beute leben.

Da sie uns an Zahl und Rüstung weit überlegen waren, wagten wir es nicht, uns ihnen sogleich zur Wehre zu stellen, sondern sagten ihnen, wir seyen Gesandte des Sultans von Indien; denn wir hofften, sie würden sich durch diese Nachricht aus Ehrfurcht vor diesem mächtigen Herrscher abschrecken lassen.

„Was?" riefen die Räuber, „Ehrfurcht sollen wir haben „vor Euerm Herrn? er ist nicht unser Herr! Was geht uns „der Sultan von Indien an? Wir sind ja auch gar nicht ein„mal in seinem Gebiete." Zugleich umringten sie uns, und griffen uns an. Wir suchten uns zu vertheidigen, so gut wir konnten; allein bald waren die Meisten von uns getödtet; ich selbst war verwundet.

Da nutzte ich den günstigen Augenblick, da die meisten der Räuber über unsere Packpferde herfielen, und gab meinem Pferde die Sporn, und jagte davon. Ich spornte und trieb es, so weit es mich tragen konnte, ohne mich umzusehen. Endlich aber stürzte es zusammen. Jetzt erst sah ich, daß es auch verwundet war, und sich verblutet hatte. Von den Räubern hatte mir keiner nachgesetzt, ihre Beute hatte sie zu sehr beschäftigt.

Meine Wunde war unbedeutend. Ich suchte mich darum zu Fuße zu retten; denn ich fürchtete immer noch, die Räuber möchten mir nachsetzen. Gegen den Abend erreichte ich ein Gebirge, und hielt mich die Nacht über in einer Felsenhöhle verborgen. Am andern Morgen setzte ich meine Wanderung fort, ohne das Ziel derselben zu kennen. Ich lebte von den Früchten wildwachsender Bäume, von den Beeren der Sträucher, schlief des Nachts in Felsklüften oder unter Bäumen, und wanderte bei Tage, ohne daß mir ein besonderes Ereigniß zugestoßen wäre, durch menschenleere Gegenden voll dichter Wälder und Felsgebirge immer fort.

Zweites Kapitel.

Nach einem Monate kam ich endlich wieder in eine angebaute Gegend, und erreichte hier bald eine sehr schöne volkreiche Stadt. Sehr ermüdet kam ich an dem Thore an, wo ein Schneider seine Werkstätte hatte. Dieser hatte Mitleid mit meinem Aufzuge; denn meine Kleider waren von der Reise durch die Waldungen ganz zerlumpt, und meine Sohlen so durchgelaufen, daß ich auf den bloßen Füßen ging. Er rief mich zu sich herein, und ließ mich niedersitzen. Ich erzählte ihm, wer ich wäre, und durch welchen Unfall ich hierher käme.

„Es ist mir sehr leid," sagte er hierauf, „daß ich Euch in „Eurer traurigen Lage nicht nur nichts zum Troste sagen kann,

„sondern sogar Euern Kummer vergrößern muß. Wenn Ihr „meinem gutgemeinten Rathe folgt, so sagt Ihr hier keinem Men„schen, wer Ihr seyd. Ein Glück ist es, daß Ihr gerade mir „zuerst begegnet seyd, denn ich werde Euch gewiß nicht verra„then. Euer Leben stände aber auf dem Spiele, wenn unser „König erführe, daß Ihr hier seyd. Er haßt Euern Vater, „vielleicht, ohne daß es dieser weiß, als seinen Todfeind."

Ich dankte dem Schneider für seinen guten Rath, und wollte noch in derselben Nacht aus der Stadt fliehen, nur bat ich ihn, mir den nächsten Weg nach dem Reiche meines Vaters zu sagen. „Wenn Ihr nicht auf demselben Wege, den Ihr gekommen seyd, „zurückkehren wollt," antwortete der Mann, „so müßt Ihr „noch einige Monate hier bleiben, denn der nähere Weg führt „durch eine Sandwüste, durch welche Ihr nur mit einer großen „Karavane reisen könnt, weil es Euch da an allem Nöthigen „fehlen würde. Wollt Ihr so lange bleiben, bis die nächste Ka„ravane dahin abgeht, so könnt Ihr sicher und ruhig bei mir „wohnen. Zwar sind meine häuslichen Umstände nicht so be„schaffen, daß ich Euch unentgeltlich so lange nähren kann, „doch weiß ich, daß die Prinzen unserer mahomedanischen Re„ligion alle ein Gewerbe erlernen, um ihres Lebensunterhalts „sicher zu seyn, weil das wandelbare Glück Manchen von dem „glänzendsten Throne in's tiefste Elend führt."

Ich antwortete dem theilnehmenden Manne, daß ich in allen Wissenschaften erfahren wäre, und mir durch den Unterricht in denselben ein reichliches Auskommen verdienen könnte, um ihm zu vergüten, was er an mir thun würde. Da lachte er aber mitleidig, und sprach: „Lieber Prinz, und wenn Ihr so ge„lehrt wäret, als der große Prophet Mahomed war, so würde „Euch das blutwenig helfen. Bei uns gelten die Wissenschaf„ten nicht; und eben das ist ja die tödtliche Feindschaft, die der „König unseres Landes gegen Euern Vater hegt, weil Euer Va„ter einen so großen Werth auf die Bildung des Geistes legt, „die er so sehr verachtet, daß er es bei Todesstrafe verboten hat, „daß irgend Jemand seine Kinder im Lesen oder Schreiben un„terrichten lasse. Wenn Ihr darum nicht irgend eine Handarbeit „versteht, so werdet Ihr schwerlich Euer Glück hier machen."

Diese Nachricht schlug mich ganz darnieder; denn ich mußte dem ehrlichen Manne eingestehen, daß ich von Handarbeiten auch nicht das geringste verstehe. Nachdem er mich eine Weile aufrichtig beklagt hatte, besann er sich plötzlich, und sprach: „Ihr seyd ein starker und gesunder Jüngling, wißt Ihr was? „ich sorge Euch für eine kurze Jacke, für ein Beil und einen „Strick. Damit geht Ihr in den nächsten Wald, und sammelt „Brennholz. Obgleich es vieles gibt, so steht es doch auf un„serm Markte in sehr hohem Preise, weil sich zu wenige Leute „dazu verstehen, auf diese Weise ihr Brod zu erwerben. Ich

„stehe Euch dafür, daß Ihr so Euer reichliches Auskommen „findet."

Da mir kein anderer Ausweg blieb, mußte ich mich in diesen Vorschlag ergeben, und dem Schneider noch dankbar seyn, so schimpflich es mir auch dünkte, daß ein junger Prinz von meinen Kenntnissen sich durch diese niedrige Handarbeit ernähren sollte.

Der Schneider machte mir sogleich aus grobem Zeuge einen kurzen Wamms, kaufte mir einen Strick und ein kleines Handbeil, und wies mir nach dem einfachen Abendessen eine Kammer zur Schlafstätte an. Am andern Morgen weckte er mich mit dem anbrechenden Tage, und empfahl mich einigen vorübergehenden Männern, die ebenfalls mit einem Stricke und einem Beile in den Wald gingen. Sie nahmen mich gutwillig mit, und wenn ich mich beim Hauen des Holzes gar zu ungeschickt anstellte, zeigten sie mir manche Handgriffe, und waren mir in allen Stücken behülflich.

Ich brachte bei all' meiner Unerfahrenheit in dem Geschäfte doch gleich am ersten Tage eine so große Last Holz zusammen, daß ich sie nur mit großer Anstrengung nach Hause tragen konnte. Am andern Morgen ging ich damit auf den Markt, und verkaufte sie für ein halbes Goldstück. Bald hatte ich so viel verdient, daß ich meinem Hauswirth seine Auslagen wieder erstatten konnte; und nun bezahlte ich ihm wöchentlich seine geringe Forderung für meine Wohnung und Nahrung. Ich ersparte mir dabei noch so viel, daß ich bis zum Abgang der Karavane meinen Bedarf für die Reise hinlänglich zusammen zu haben hoffte.

Drittes Kapitel.

Der Tag war schon festgesetzt, da die Karavane nach dem Reiche meines Vaters abgehen sollte, als ich noch einmal mit meinem Beile und dem Stricke in den Wald ging, um die letzte Last Holz zusammen zu machen. Unter anderm Gehölze fand ich auch eine trockene Baumwurzel, die zwischen dürrem Moose hinlief. Ich riß sie heraus, und da alles Moos und die Erde daran hängen blieb, bemerkte ich unter derselben einen eisernen Ring. Als ich neugierig die Erde ringsumher wegscharrte, fand ich, daß er an einer kleinen eisernen Platte zum Griffe diente. Ich zog daran, und hob die Platte mit leichter Mühe auf. Sie verschloß den Anfang eines Stufenganges, und ich war kühn genug, die Stufen hinabzusteigen.

Unten trat ich in einen schönen Palast ein, in welchem es so hell war, als wenn er im Freien stände. Durch die erste Thüre trat ich in einen geräumigen Saal, dessen Decke von Jaspissäulen getragen wurde, deren Kapitäle von gediegenem Golde waren. Ehe ich mich noch recht umsehen konnte, erhob

sich aber von einem der umherliegenden Ruhepolster eine Frau von wundervoller Schönheit, im königlichen Gewande und von königlichem Anstande. Sie trat mir rasch entgegen, und fragte mich mit einer Stimme, die mir ihr Staunen über meine Erscheinung verrieth: „Wer seyd Ihr? Seyd Ihr ein Mensch „oder ein Genius?“

„Edle Frau,“ antwortete ich, „ich bin, Gott sey Dank, „ein Mensch, und habe auch sonst gar keinen Verkehr oder Umgang mit Genien gehabt. Wenn ich mich aber nicht täusche, „so befinde ich mich jetzt in der Wohnung eines der Genien, und „Ihr seyd am Ende wohl eine Genientochter? Darum bitte „ich unterthänigst, verzeiht mir den unbesonnenen Frevel, den „ich dadurch beging, daß ich durch den zufällig entdeckten Stufengang herabstieg.“

„Seyd ohne Furcht,“ antwortete sie, „ich bin keine Genientochter, obgleich ich schon fünf und zwanzig Jahre hier eingeschlossen bin. Ich bin die Tochter des Königes der Ebenholzinsel, und ein Genius, der von meinem Vater beleidigt war, hat „mich eines Tages aus Rachsucht, vor dem Angesicht meines „Vaters, aus dem Garten gestohlen und hier eingesperrt. Ich „habe zwar Alles, was man zum Leben bedarf, lebe aber in der „langweiligsten Einsamkeit. Denn seit fünf und zwanzig Jahren seyd Ihr nun der erste Mensch, den ich wieder sehe, und „selbst den Genius sehe ich nur alle zehn Tage auf wenige Augenblicke, wenn er kommt, um zu sehen, ob ich noch lebe, oder „ob ich einer Sache bedürftig wäre. Er hat mir freilich einen „Talisman hinterlassen, durch den ich ihn zu jeder Stunde herbei rufen kann. Ich darf nur jenen Spiegel zur Seite des „Einganges anhauchen, so erscheint er. Indessen hab' ich ihn, „seit ich hier bin, noch nie gerufen; denn sein Anblick ist mir „zuwider.“

Ich sprach der Prinzessin Trost ein, und wollte sie bereden, mit mir diese unterirdische Wohnung zu verlassen. Sie verstand sich aber durchaus nicht hierzu, weil sie behauptete, sie wäre an keinem Orte der Erde verborgen oder sicher vor ihm, und dann wäre seine Rache fürchterlich. Dagegen schlug sie mir vor, ich sollte lieber immer neun Tage bei ihr bleiben, und ihr durch Erzählung und Gespräche die Zeit verkürzen; den zehnten sollte ich dann immer auf die Oberwelt hinaussteigen, um nicht von dem Genius entdeckt zu werden. „Es sind jetzt vier Tage,“ schloß sie ihre Rede, „seit er hier war. Wir können also noch fünf „Tage ganz sicher vor ihm seyn.“ Sie stellte mir so rührend die Langeweile ihres Aufenthaltes vor, und bat mich so inständig, daß ich mich entschloß, die fünf Tage bei ihr zu bleiben, da ohnehin gerade am sechsten die Karavane erst abging, mit welcher ich abreisen wollte.

Wir brachten den Tag unter weitläuftiger gegenseitiger Er-

zählung unserer Schicksale hin; sie bewirthete mich am Abende mit köstlichen Speisen, und wies mir ein prächtiges Gemach zur Schlafstätte an. — Der nächste Morgen verfloß wieder unter angenehmer Unterhaltung; das Mittagessen bestand wieder aus den ausgesuchtesten Gerichten. Zum Nachtische stellte sie aber auch eine Flasche Wein auf, der sehr alt und so feurig war, daß er mir sehr schnell zu Kopfe stieg.

Ich ward fröhlich, und redete der Prinzessin auf's Neue zu, sie sollte diesen langweiligen Aufenthalt verlassen, und mit mir hinaufsteigen, um das Tageslicht wieder zu sehen. „Das Licht," sprach ich, „das uns hier umgibt, ist ein täuschendes Zauberlicht. „Wer weiß, in welchem widerlichen Erdgewölbe wir stecken; „nur durch Zauberei erscheinen uns diese Säle, diese Jaspissäu„len mit den Goldkapitälen. Beim Tageslichte besehen, ist das „gewiß Alles rohes Gestein und schmutzige Erde."

Die Prinzessin erwiederte aber furchtsam, ich sollte mich hüten, solche verwegene Reden zu führen; der Genius sey so mächtig, und sein Talisman könnte ihm diese Frevel verrathen. Mich hatte der feurige Wein aber so erhitzt, daß ich alle Gefahr verachtete. „Was!" rief ich, „ich sollte mich vor dem Genius „fürchten? Und wenn ihm sein Talisman auch Alles verriethe, „und wenn er selbst auf der Stelle käme, so bin ich auch da! „mein Beil soll ihm den Kopf in der Mitte spalten." — Ich war im Eifer aufgesprungen, und hatte das Beil ergriffen, und taumelte mit demselben im Saale herum. Indem ich dem Talisman näher kam, und die mancherlei magischen Kreise in dem Spiegel erblickte, rief ich: „Und was ist denn das für ein „albernes Ding, der Talisman? Was will der erbärmliche „Genius mit den dummen Schnörkeln und Linien da drinnen?" Ich schwang mein Beil und zerschlug den magischen Spiegel.

Da erbebte der ganze Palast von einem furchtbaren Donnerschlage; die dichteste Finsterniß umgab uns, und bläuliche Blitze fuhren an der Decke des Saales und an den Wänden umher. Der Schrecken vertrieb mir mit einemmale den Rausch. „Was „ist das?" fragte ich ängstlich die Prinzessin. „Rettet Euch!" rief sie, „der erzürnte Genius kommt."

Ich ließ mein Beil liegen, ich eilte die Stufen zu finden, ließ meine Pantoffeln zurück, und hatte nicht den Muth, mich umzusehen, als bis ich die Stufen erreicht hatte. Hier wandte ich mich, und sah, wie sich die Erde von einander theilte, und der Genius hinunter fuhr. „Warum ist mein Talisman zer„brochen?" fragte er zornig, und die Prinzessin antwortete: „Verzeiht mir! ich war nicht wohl, und trank ein Glas Wein, „um mir zu helfen. Der Wein ist aber so stark, daß er mich „berauschte. Ich stolperte, wollte mich halten, und fiel gerade „an den Spiegel, daß er unglücklicher Weise zerbrach."

„Ha, Lügnerin!" donnerte der Genius. „Und wo kommt

„denn das Beil her? wo kommen die Pantoffeln her?" — „Beil „und Pantoffeln?" fragte die Prinzessin. „Ich weiß nicht. „Ihr habt sie vielleicht selbst mitgebracht, da Ihr in solcher „Eile hierher kommt."

Der Genius stieß die furchtbarsten Lästerungen und Drohungen gegen sie aus, und ich hörte von dem Schalle, daß er sie zugleich schlug und mißhandelte. Die Furcht jagte mich die Stufen hinan, ich eilte nach Hause, und machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich durch mein unvernünftiges Betragen die Prinzessin nun noch unglücklicher gemacht hatte, als sie schon gewesen war.

Viertes Kapitel.

Mein Hauswirth, der Schneider, war sehr erfreut, mich wieder zu sehen. Da ich die letzte Nacht nicht heim gekommen war, hatte er gefürchtet, es möchte mir ein Unglück zugestoßen seyn. Ich suchte ihn zu beruhigen, ohne ihm mein Abenteuer in dem unterirdischen Palaste zu erzählen, und ging in meine Kammer, indem ich vorgab, ich hätte mich im Walde verirrt, sey die ganze Nacht umher gewandert, und wäre nun so müde, daß ich mich zur Ruhe legen müßte.

Ich überließ mich von Neuem der Reue über meine Unbesonnenheit. „Bisher," sprach ich bei mir, „war die Prinzessin „doch ruhig und glücklich; es fehlte ihr nichts, als der Umgang „mit Menschen. Wie mag aber nun ihr künftiges Leben seyn? „Der furchtbare Genius wird sie auf alle Weise mißhandeln, „wie er sie jetzt schon mit Schlägen mißhandelt hat."

Während dieses Selbstgespräches trat der Schneider herein, und sagte: „Kommt doch einen Augenblick herunter; es ist ein „alter Mann da, der Eure Pantoffeln und Euer Beil gefunden „hat. Er sagt, er habe von den andern Holzsammlern erfah„ren, daß Ihr bei mir wohnt, und will Euch das Gefundene „nur selbst geben. Es ist ihm wahrscheinlich nur darum zu thun, „ein Geschenk dafür zu erhalten."

Diese Nachricht erschreckte mich so sehr, daß der Schneider, der mir den Schreck ansah, bestürzt fragte: „Was fehlt Euch? „Ihr werdet ja ganz blaß." Ehe ich ihm aber noch die Ursache sagen konnte, öffnete sich der Boden meiner Kammer, und der Greis erschien, mein Beil und meine Pantoffeln in den Händen. „Du hast Ursache so zu erbeben!" sprach er zu mir. „Vielleicht kehrt dir aber dein Muth wieder, wenn du das Beil „in Händen hast, womit du mir den Kopf spalten willst. Hier „nimm's! Es ist doch dein Beil und das sind wohl auch deine „Pantoffeln?" Die Furcht hatte mir die Zunge gelähmt. Er wartete aber auch meine Antwort gar nicht ab, sondern packte mich mitten um den Leib, und fuhr mit mir in die Höhe. Die

Decke der Kammer theilte sich, um uns durchzulassen. In einem Augenblicke war er mit mir so hoch droben, daß mir die Stadt nur wie ein kleines Steinhäufchen vorkam; und im nächsten Augenblicke schoß er wieder mit mir zur Erde hinab; sie öffnete sich, und wir befanden uns in dem unterirdischen Palaste.

Die Prinzessin der Ebenholzinsel lag mit zerrauften Haaren und von den empfangenen Schlägen blutend auf dem Boden. „Ist das der muthige Held, der meinen Talisman zerschlug, „und auch mir den Kopf spalten will?“ fragte der Genius, indem er mich vor sie hinstellte. — „Ich kenne ihn nicht!“ ächzte die Prinzessin, „ich habe ihn nie gesehen.“ — Da schäumte er fast vor Wuth und sprach: „Du kennst ihn nicht? Wart, ich „will die Probe machen, ob du Wahrheit redest! Da, nimm „das Beil und zerhaue ihm den Schädel.“

„Ich habe dir geboten,“ rief der Genius zornig, „wenn ein „Mensch, oder sonst ein lebendes Wesen zu dir käme, solltest du „sogleich den Talisman anhauchen, und mich dadurch herzurufen. Diesen Befehl hast du nicht befolgt, und dafür sollst du „gestraft werden.“ Bei diesen Worten ließ er mich wieder aufstehen, gab mir das Beil in die Hand, und befahl mir, ich sollte der Prinzessin den Kopf spalten. Diese grausame Zumuthung gab mir wieder einigen Muth. Ich warf das Beil weg, und sprach: „Da müßte ich ja der schändlichste Mensch seyn, der „die Verachtung aller andern Menschen verdiente, wenn ich „einen so grausamen Befehl an einer unschuldigen Prinzessin „vollziehen könnte.“

Die Weigerung brachte ihn noch mehr auf. Er faßte selbst das Beil, und tödtete die Prinzessin mit einem Streiche. Ich sank in Ohnmacht, aber er schüttelte mich, bis ich endlich zu mir selbst kam. „Wohlan!“ rief ich, „was zauderst du? Tödte „mich auch! Warum quälst du mich so lange mit der Erwartung des Todes?“ — „Nein,“ antwortete er, „du sollst nicht „sterben! Du sollst leben! Aber du sollst ein Leben führen, „das dir zur Plage seyn wird. Ich verwandle dich in ein Thier; „doch laß ich dir die Wahl, welche Gestalt du annehmen willst.“

Er faßte mich abermals um den Leib, und fuhr mit mir in die Höhe, daß mir die Erde nur noch ein kleines Wölkchen schien. Hierauf fuhr er wieder mit mir hernieder, und wir standen auf dem Gipfel eines Berges. Ich bat ihn, wenn er mir das Leben schenken wollte, so sollte er großmüthig seyn, und mich in menschlicher Gestalt leben lassen, sonst möchte er mir lieber das Leben nehmen. „Nein,“ fuhr er mich an, „du sollst dir zur Qual „leben. Und da du selbst nicht wählen willst, so lege diese „Menschengestalt ab, und nimm die Gestalt eines Affen an.“ Zugleich nahm er eine Handvoll Erde, murmelte drei unverständliche Worte darüber, warf mir sie in's Gesicht, und verschwand.

Ich fühlte, daß eine Verwandlung mit meinem Leibe vorgegangen war. Ich betrachtete meine Arme, meine Beine; sie waren über und über behaart, und ich überzeugte mich in jedem Augenblick deutlicher, daß ich wirklich in einen Affen umgestaltet war. Mein Jammer war ohne Gränzen; allein in einer unbewohnten Gegend, in der Gestalt eines Affen, unwissend, wo ich war, und wohin ich mich zu wenden habe, um in mein Vaterland zurückzukehren — was sollte ich anfangen? Und kam ich auch wirklich in mein Vaterland zurück, wie sollte ich mich in der Gestalt meinem Vater zu erkennen geben?

Fünftes Kapitel.

Indessen stieg ich, ohne Plan und Hoffnung für meine Zukunft, von dem Gebirge hernieder. Einen ganzen Monat irrte ich in der menschenleeren Gegend umher, und gelangte zuletzt an das Ufer des Meeres. Da sah ich in nicht sehr großer Entfernung auf der stillen Meeresfläche ein Schiff, das aus gänzlichem Mangel an Winde ruhig lag. Dies erfüllte mich mit einiger Hoffnung. Ich nahm einen großen Baumast, den wahrscheinlich der Wind einmal abgerissen hatte, setzte mich rücklings darauf, und ruderte mit zwei kleinern Aesten vorwärts, bis ich das Schiff erreichte. An einem Seile kletterte ich schnell in die Höhe und erstieg das Verdeck.

So sehr sich aber die Reisenden und die Kaufleute an meiner sonderbaren Fahrt auf dem Baumast ergötzt hatten, als ich mich dem Schiffe näherte, so sehr erschraken sie nun, da ich das Schiff erstiegen hatte. In ihrer abergläubischen Furcht meinten sie, ich würde ihrer Fahrt ein Unglück bringen, und der Eine wollte mich mit einer Keule erschlagen, der Andere mit einem Pfeile durchbohren, der Dritte mich wieder über Bord in die See werfen.

In dieser Lebensgefahr erkannte ich glücklicherweise den Schiffskapitän, warf mich ihm zu Füßen, und faßte mit flehender Geberde sein Gewand, indem mir Thränen aus den Augen drangen. Das rührte ihn so sehr, daß er mich in seinen Schutz nahm. „Seht," sprach er zu den Umstehenden, „seht, es stehen „Thränen in seinen Augen. Das ist das erste Beispiel, das ich „sehe; oder wer hat von Euch je ein Thier weinen sehen? Nein, „diesen Affen behalte ich, und wer ihm etwas zu Leide thut, „soll es schwer bereuen." Er streichelte und liebkosete mich, und ich suchte ihm meine Dankbarkeit durch Geberden auszudrücken.

Bald folgte der Stille ein günstiger Wind, und nach fünfzig Tagen ankerten wir in dem Haven einer schönen und sehr volkreichen Stadt. Kaum war das Schiff eingelaufen, so kamen viele von den Einwohnern der Stadt auf kleinern Fahrzeugen herangerudert, um ihre wiederkehrenden Freunde zu begrüßen,

oder Nachrichten von entfernten Bekannten zu erhalten, welche die Reisenden gesehen hatten; theils aber waren auch Viele blos gekommen, um die Seltenheiten zu sehen, die ein so weit herkommendes Schiff etwa mitbringen konnte.

Unter diesen Neugierigen kamen aber auch drei angesehene Hofleute aus jener Stadt, und verlangten im Namen ihres Sultans alle Reisenden und Kaufleute des Schiffes zu sprechen. Der Schiffskapitain ließ sogleich Alle auf's Verdeck kommen, und ich ging mit meinem Herrn auch hinauf. „Meine Herren," redete sie einer der Hofleute an, „der Sultan hat uns hierher geschickt, „um euch zu eurer glücklichen Ankunft in seinem Hafen Glück „zu wünschen. Zugleich aber läßt er auch Alle ersuchen, Jeder „möge auf diese Rolle Papier in arabischer Schrift eine Zeile „schreiben."

Allen schien dies Begehren sonderbar, Einigen sogar bedenklich, und da Jeder zauderte, merkten die Hofleute ihre Besorgniß. „Um euch zu überzeugen," nahm einer das Wort, „daß „nichts Arges in dieser Zumuthung verborgen ist, so hört, was „den Sultan, unsern Herrn, dazu bewegt. Er hatte einen „Großwessir, der außer seiner übrigen Brauchbarkeit, alle Einwohner dieses Landes an Geschicklichkeit im Schönschreiben so „sehr übertraf, daß der Sultan seine Schrift stets mit der größten Bewunderung betrachtete. Da nun aber dieser Großwessir „gestorben ist, hat der Sultan einen feierlichen Eid geschworen, „nur denjenigen zu seiner Würde zu erheben, der eben so gut „schreibt, als der Verstorbene. Doch weil sich bis jetzt im Land „Niemand gefunden, der dieser Forderung genügen konnte, so „läßt sich unser Herr auch die Handschrift aller ankommenden „Fremden vorlegen, um zu sehen, ob keiner derselben würdig „wäre, sein Großwessir zu werden."

Bei dieser Nachricht traten die meisten Kaufleute unseres Schiffes mit der Versicherung zurück, ihre Schrift sey so mittelmäßig, daß sie keine Ansprüche auf die Stelle des Großwessirs machen könnten. Zwei aber, die eine große Meinung von ihrer schönen Schrift hatten, schrieben ein Paar Zeilen auf die Papierrolle. Als sie fertig waren, trat ich hinzu, und griff nach der Rolle. Sie glaubten, ich würde diese Schriftprobe zerreißen, oder das Papier in's Meer werfen, und wollten mir's nicht geben. Ich hielt es aber fest, und so überließen sie mir es, um es nicht selbst zu zerreißen. Ich gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß ich auch schreiben wollte. Das beunruhigte sie aber auf's Neue; denn sie glaubten, ich werde das Papier besudeln, und sie suchten mir es bald mit Gewalt, bald durch Ueberredung abzunehmen. Als ich aber hartnäckig darauf beharrte, nahm sich der Schiffskapitän meiner an, und sprach: „Laßt mir den „Affen doch nur thun, was er will. Ich habe in meinem Leben „noch kein geschickteres Thier gesehen; er zeigt bei allen Gele-

„genheiten mehr Verstand, als mancher Mensch. Darum „glaube ich, daß er gewiß nicht zu schreiben verlangen würde, „wenn er es nicht könnte. Kann er aber wirklich auch schreiben, „so nehme ich ihn ganz an Kindes Statt an. Ich hatte einen „Sohn, der lange nicht so klug war, als er.“

Er reichte mir selbst, was ich zum Schreiben brauchte, und ich schrieb schnell in jeder der sechs verschiedenen Arten von Schriftzügen, die bei den Arabern gebräuchlich sind, einen Vers zum Lobe des Sultans, der seine Gunst dem Verdienste ertheilen wolle, und die Wissenschaft und Kunst zu schätzen wisse. Mit großem Erstaunen betrachteten alle Anwesenden den Affen, der nicht allein so schön schrieb, sondern auch selbst Verse zu machen verstand. Der Schiffskapitän schloß mich zärtlich, wie einen Sohn, in seine Arme; die Hofleute kehrten mit den Schriftproben zu ihrem Sultan zurück.

Sechstes Kapitel.

Als der Sultan die Rolle mit unsern Schriftproben erhielt, rief er mit freudigem Staunen: „Was seh' ich? Ist es mög„lich, daß die Handschrift meines verstorbenen Großwessirs noch „übertroffen wird? Schnell führt das schönste Pferd aus mei„nen Ställen, nehmt von meinen eigenen Kleidern den kostbar„sten Mantel, dessen Gewebe mit Gold durchwirkt, und mit „Edelsteinen verziert ist, und bekleidet mir den Mann damit, „der diese letzten sechs Verse geschrieben hat; und führt ihn auf „dem Pferde vom Hafen nach meinem Schlosse.“

Bei diesem Auftrag fingen die Hofleute laut an zu lachen. „Was?“ rief der Sultan erzürnt, „ihr untersteht euch, über einen „ernstlichen Befehl eures Herrn zu lachen?“ — „Verzeiht,“ antworteten die Hofleute, „daß uns dieser Auftrag so lächerlich er„scheint. Ihr würdet euch gewiß selbst des Lachens nicht ent„halten können, wenn Ihr den Schreiber dieser Verse gesehen „hättet, und ihn Euch nun in dem kostbaren Mantel zu Pferde „vorstelltet. Wir versichern Euch, der Aufzug wäre zum Todt„lachen.“ Sie fingen von Neuem an, sehr heftig zu lachen.

„Ihr verrathet recht eure Nichtswürdigkeit!“ fuhr sie der Sultan an. „Wenn der Mann auch etwas Auffallendes in „seinem Aeußern hat, oder selbst unscheinbar vom Körper ist, „so verdient er durch seine Geschicklichkeit doch die Achtung eines „jeden Menschen so sehr, daß man ein läppisches Kind seyn „müßte, wenn man nicht alle körperlichen Gebrechen darüber „vergessen wollte.“ Bei diesen Worten sahen sich aber die Hofleute an, und Einer sprach zum Andern: „So habt doch Re„spekt vor dem ehrwürdigen Mann!“ Da brachen sie wieder in ein unmäßiges Gelächter aus.

Der Sultan war aber ganz entrüstet, und stampfte mit dem

Fuße auf die Erde. „Ihr Narren!“ rief er, „wollt ihr nicht „den Augenblick in's Tollhaus geschickt werden, so sagt, was „die Ursache eures Lachens ist.“ — „Verzeiht, großer Sultan,“ antworteten sie, „der achtungswürdige Mann ist gar kein Mensch! er ist ein Affe! ein leibhaftiger Affe!“ — „Ein Affe?“ fragte der Sultan mit dem höchsten Erstaunen. „Wollt ihr mich auch zum „Narren machen, wie ihr's geworden seyd?“ Die Höflinge versicherten ihn aber hoch und theuer, sie hätten selber gesehen, wie der Affe diese Verse geschrieben habe. „Diesen Affen muß „ich sehen!“ rief der Sultan. „Besitzt ein Affe größere Ge„schicklichkeit, als alle Einwohner meines Landes, so soll der „Affe auch eine Ehre genießen, die sie nicht werth sind. Nehmt „den Mantel, nehmt das Pferd, und ehrt mir den Affen, wie „ich euch befohlen habe.“

Die Höflinge entfernten sich mit schweigendem Gehorsam. Sie kamen, und sagten dem Schiffskapitän, sie hätten den Auftrag von ihrem Sultan, den geschickten Affen nach seinem Palaste zu bringen. „Hier ist er,“ antwortete er. „Der Sultan „hat über mein Eigenthum und mein Leben zu befehlen. Sagt „ihm, ich trete ihm mein Recht an dieses seltene Thier ab, und „bitte nur, er möge ihn seinem Schutze anempfohlen seyn lassen.“

Sie bekleideten mich alsbald mit dem reichgestickten Mantel, brachten mich an's Land, setzten mich auf ein prächtiges arabisches Roß, und führten dieses an einem goldenen Zügel nach dem Palaste. Die Sage hatte sich schnell durch die Stadt verbreitet, daß der Sultan einen Affen zum Großwessir erwählt habe. Darum hatten sich der Hafen, die Straßen der Stadt, die Fenster und die Dächer der Häuser mit Menschen gefüllt, die das seltene Wunderthier sehen wollten; und als sie mich nun wirklich in meiner Affengestalt, mit dem kostbarsten Mantel des Sultans bekleidet, auf seinem stattlichen Rosse erblickten, erfüllte ein lautes Geschrei der Verwunderung die Luft.

Bei dem Palaste anlangend, wurde ich sogleich in den Audienzsaal des Sultans geführt. Er saß auf seinem Throne, und auf den Stufen des Thrones standen zu beiden Seiten die Großen seines Reiches, nach ihrer Würde geordnet. Die oberste Stelle aber, zunächst seinem Throne, war leer. Da ich als Prinz sehr gut wußte, wie ein Unterthan seinen Sultan verehren muß, so bückte ich mich dreimal sehr tief, warf mich zuletzt auf die Erde, und küßte den Saum des Teppichs, der von seinem Throne über die Stufen bis an die Mitte des Saales gebreitet war. Dann setzte ich mich in der Stellung eines Affen nieder.

Der Sultan und alle Anwesenden waren sehr erstaunt, als sie sahen, daß ein Affe die Sitte des Hofes so gut verstehe. Da er indessen nicht vermuthete, daß ich seine Rede verstehen könne, wandte er sich zu den Höflingen: „Sehet,“ sprach er,

„diesen verdienstvollen Affen, der an Geschicklichkeit nicht allein „euch alle, sondern auch alle Unterthanen meines Reiches über„trifft. Da es nun bei mir Grundsatz ist, das Verdienst zu „ehren und zu belohnen, unter welcher Hülle ich es auch finde, „so erhebe ich diesen Affen zu meinem Großwessir, und als sol„chen will ich ihn von nun an von euch Allen angesehen wissen.“ Er winkte mir zugleich auf's Huldvollste zu, ich sollte die Stufen hinankommen, und den Sitz zu seiner Seite einnehmen.

Ich bezeigte ihm auf die ehrerbietigste Art meine Dankbarkeit, und gehorchte seinem Winke. Sobald ich meine Stelle eingenommen hatte, naheten mir die Großen des Reiches nach ihrem Range, und statteten mir mit den ehrfurchtvollsten Geberden ihre Glückwünsche ab, wobei jedoch Mancher das Lachen kaum unterdrücken konnte. Als dieses geschehen war, entließ der Sultan die Versammlung. Ich mußte bei ihm bleiben, und außer mir war nur noch sein Oberkämmerling und ein junger Sclave zugegen.

Wir gingen nun aus dem Audienzsaal in den Speisesaal, wo sich der Sultan zur Tafel setzte. Ich mußte mich zu ihm setzen und mitessen, wobei ich die Sitte sorgfältig beobachtete, die mir mein Stand als Großwessir und mein Verhältniß zum Sultan vorschrieb. Unter den vielen Schüsseln des Nachtisches befanden sich auch sehr schöne Pfirsiche. Als sie mir dargeboten wurden, nahm ich einen, und ritzte mit einem Messer in seine Rinde einen Vers, der meine Dankbarkeit bezeugte. Ich überreichte ihn hierauf dem Sultan, der den Vers mit freudigem Erstaunen las. Da ihm nach Tische noch ein Getränke gereicht wurde, das für ihn ganz allein bereitet war, so befahl er, daß man auch mir eine Schaale davon geben sollte.

Nun ließ er ein Schachbrett bringen, und, indem er sich zu dem Spiele mit seinem Oberkämmerling niedersetzte, fragte er mich durch Zeichen, ob ich auch Schach spielen könnte. Da ich es bejahte, fragte er mich, ob ich mit ihm spielen wollte. Ich küßte die Erde, und beugte mich, indem ich die Hand auf den Kopf legte, um ihm meine Bereitwilligkeit anzuzeigen. Da ich lange nicht gespielt hatte, versah ich in der ersten Partie einen Zug, der mich das Spiel verlieren machte. Bei der zweiten und dritten Partie gab ich aber besser Acht, und gewann sie ihm beide ab. Da er sich indessen auf seine Kunst im Schachspiel etwas einbildete, schien er ein wenig empfindlich darüber, daß ich ihn darin übertroffen hatte. Kaum bemerkte ich dies, so schrieb ich ein paar Verse nieder, die ungefähr so lauteten:

„Der Wahrheit Ernst stellt sich im Spiel oft dar;
So ist das Schachspiel ein gespielter Krieg.
Und wie das Waffenglück oft wandelbar,
Reicht auch das Spiel dem Schwächern hier den Sieg.“

„Doch wohl den Feinden, die nach heißem Streit
Am Abend stehen friedlich Hand in Hand!
So sey auch mir, — im Spiele nur entzweit, —
Im Ernst des Feindes Huld neu zugewandt."

Diese Verse besänftigten ihn, und nöthigten ihm auf's Neue laute Bewunderung ab.

Siebentes Kapitel.

Da der Sultan so vieles Vergnügen an meiner Geschicklichkeit fand, wollte er auch seine Tochter daran Theil nehmen lassen, die man die Blume der Schönheit nannte. Sein Oberkämmerling war zugleich ihr Hofmeister; darum schickte er diesen, um sie zu holen.

Sie trat mit unverschleiertem Gesichte herein. Kaum bemerkte sie mich aber, so nahm sie ihren Schleier vor, und sprach mit Verwunderung: „Ich erstaune, daß mich mein Vater beruft, vor einem fremden Manne zu erscheinen!" — „Ei, „Schönblümchen," sprach der Sultan, „wie redest du wieder? „Es ist ja Niemand da, als dein Vater, dein Hofmeister und „jener Sclavenknabe! Dürfen denn auch wir dein Gesicht nicht „mehr sehen? Warum nimmst du da deinen Schleier vor, und „machst mir sogar Vorwürfe, daß ich dich zu mir berufe?"

„Mein Vater," antwortete die Prinzessin, „ich irre nicht. „Dieser Affe, den ich bewundern soll, ist ein Mensch, ist ein „Prinz, der Sohn eines Königes; ein Genius hat diese Bosheit an ihm ausgeübt, und ihm seine menschliche Gestalt ge„nommen." Da wandte sich der Sultan zu mir, und fragte: „Ist das wahr, was Schönblümchen sagt?" Ich bejahte seine Frage, indem ich die Hand auf's Haupt legte, und mich vor ihm beugte. Und er kehrte sich wieder zu seiner Tochter und sprach: „Aber Schönblümchen, liebes Schönblümchen, wie in „aller Welt hast du das so schnell gesehen?"

„Die Wärterin," antwortete Prinzessin Blume der Schönheit, „die ich in den letzten meiner Kinderjahre hatte, war eine „sehr geschickte Zauberin, und diese hat mir Geheimnisse mit„getheilt, durch welche ich diesen Palast sammt der ganzen Haupt„stadt in einem Augenblick mitten in den Ocean jenseits des „Berges Kaukasus versetzen könnte. Durch diese Geheimnisse „sehe ich gleich, welche Geschöpfe verzauberte Menschen sind, „wer sie sind, und wer sie verzaubert hat."

„Aber Schönblümchen," rief der Sultan wieder, „von die„ser Wunderkraft hast du mir ja noch kein Wörtchen gesagt!" Sie antwortete, daß es gut sey, dergleichen zu wissen, aber man dürfe nicht damit prahlen. „Und kann man," fragte der Sultan weiter, „diesen Affen wieder in einen Prinzen verwan„deln? Kannst du es vielleicht auch selbst? Höre, Schön-

„blümchen, wenn du das könntest, so müßte er dein Gemahl wer„den, und ich wollte euch dann zu Erben meines Reiches einsetzen.“

Die Prinzessin, Blume der Schönheit, besann sich einige Augenblicke, dann erklärte sie, daß sie mich entzaubern könne. „Aber,“ fuhr sie fort, „es wird mich zuvor einen schweren „Kampf kosten.“ Sie ging weg, und kam bald mit einem Messer wieder, in dessen blanker Klinge einige hebräische Worte eingeätzt waren. Nun führte sie uns in einen der Seitenhöfe des Schlosses, welchen ein breiter Kanal durchzog, dessen Ufer mit Granatbäumen bepflanzt war. Hier ließ sie uns unter den bedeckten Säulengang treten, der den Hof umschloß, den man von hier aus ganz übersehen konnte. Sie selbst ging in die Mitte des Hofes, und schnitt mit ihrem Messer in den festgetretenen feinen Sand, mit dem er bestreut war, einen weiten Kreis, den sie mit vielen mir ganz unbekannten Schriftzeichen beschrieb.

Als der Kreis so geordnet war, fing sie ihre Beschwörung an. Sie murmelte sie ganz unverständlich her; zuletzt errieth ich aus einzelnen Worten, daß sie auch einige Verse aus dem Alkoran darunter mischte. Da verfinsterte sich allmählig die Luft; es ward immer dunkler und dunkler, und bald umhüllte uns dichte Finsterniß. Den Sultan und mich überfiel Angst und Grauen. Auf einmal war es wieder hell, und der Genius stand da in der Gestalt eines ungeheuern Löwen. „Ha, Schändlicher!“ redete ihn die Prinzessin an, „kriechend solltest du vor mir er„scheinen, und du wagst es, in dieser drohenden Gestalt zu kommen?“

„Wie?“ brüllte der Löwe dagegen, „du wagst es, mir Vor„würfe zu machen? Haben wir uns nicht mit einem heiligen „Eide versprochen, einander nie zu schaden, oder Unrecht zu „thun? Und willst du diesen Bund nicht eben brechen, indem „du dem Affen seine vorige Gestalt wieder zu schenken im Sinne „hast, und mich zum Kampfe um ihn herausforderst?“

„Nein, du hast den Bund zuerst gebrochen,“ antwortete die Prinzessin, „du hast mir mit deinem Eide zugleich gelobt, „nie einen Unschuldigen zu verfolgen, den ich in meinen Schutz „nehme. Hinweg, Meineidiger! gedenke dieses Versprechens, „oder du sollst meine Rache fühlen!“

Der Löwe aber brüllte wieder dagegen: „Du hast mich durch „deine Zauberworte gezwungen, vor dir zu erscheinen. Nimm „den Lohn für diese Mühe.“ Zugleich stürzte er mit weit aufgerissenem Rachen auf sie los. Die Prinzessin aber riß sich schnell ein Haar aus, schwang es dreimal durch die Luft, und siehe! es war ein langes zweischneidiges Schwert. Sie führte mit diesem einen gewaltigen Streich nach dem Löwen, und in zwei Theile gespalten lag er zu ihren Füßen. Uns ward bei diesem Anblick ganz leicht zu Muthe, und wir wollten schon frohlockend hineilen, — da winkte sie uns aber mit sehr ernsten

Mienen zu bleiben, und blickte nachdenklich auf den gespaltenen Löwen. Dies zog auch unsere Blicke dahin, und mit Staunen gewahrten wir, daß die beiden Theile desselben von Augenblick zu Augenblick sichtbar kleiner wurden. Endlich waren sie ganz verschwunden und nur der Kopf des Löwen war allein noch übrig. Plötzlich verwandelte er sich in einen Scorpion.

Da war im Augenblicke auch die Prinzessin verschwunden, und an ihrer Stelle lag eine Schlange auf der Erde. Sie griff den Scorpion an, und beide kämpften einen schweren Kampf mit einander. Als der Scorpion sich aber nicht mehr helfen konnte, verwandelte er sich in einen Adler, und schwang sich in die Luft. Alsbald verwandelte sich auch die Schlange in einen weit größern Adler, und verfolgte ihn so weit, daß wir Beide aus dem Gesichte verloren, und lange in gespannter und ängstlicher Erwartung dastanden.

Da öffnete sich plötzlich die Erde in der Mitte des Zauberkreises, und es schoß mit gesträubten Haaren hervor ein großer Kater mit schwarz und weiß gestreiftem Felle. Ein schwarzer Wolf verfolgte ihn, und als er eben verloren schien, indem ihn der Wolf mit seinem starken Gebisse packen wollte, verwandelte er sich in einen Wurm. In seiner Nähe lag ein abgefallener Granatapfel unter einem Baume; diesen durchbohrte er in einem Augenblicke und verkroch sich in demselben. Aber der Granatapfel schwoll zusehends größer und größer auf; plötzlich schien er ganz belebt; er drehte sich einigemal im Kreise, und flog dann auf das Dach des Säulenganges. Dort drehte er sich wieder einigemal herum und fiel herab. Durch den Sturz zerplatzte er, und die Körner zerstreuten sich über den ganzen Hof.

Schnell verwandelte sich da der Wolf in einen Hahn, und fraß mit großer Eile die Granatkörner auf. Mit ausgebreiteten Flügeln lief er umher, und suchte sie sorgfältig zusammen. Zuletzt kam er zu uns, als wollte er uns fragen, ob wir keine Körner mehr sähen. Ein einziges lag noch am Ufer des Kanals. Wir zeigten es ihm, und hastig eilte er darauf zu. Indem er aber mit seinem Schnabel darnach pickte, um es auch noch zu verschlingen, rollte es in den Kanal, wo es sich in einen Fisch verwandelte.

Kaum bemerkte dies der Hahn, so stürzte er sich ihm nach, und wir sahen, daß er sich, sobald er die Wasserfläche berührte, in einen großen Hecht verwandelte. Er verfolgte den kleinern Fisch. Wir sahen nichts mehr von ihnen; nur die raschen Bewegungen der Wellen in dem vorhin ganz ruhig ziehenden Wasser ließen uns noch auf ihren Kampf schließen. Stumm erwartend sahen wir eine lange Stunde dem Hin- und Wiederrauschen der Wellen zu, als sich mit einem Male zu unserm Schrecken zwei große Feuersäulen nach einander über der Wasserfläche erhoben. Sie verließen den Kanal und fuhren zischend

in dem Zauberkreise umher, eines das andere verfolgend, eines vor dem andern fliehend. Es war ein gräßliches Schauspiel, wie die beiden Feuersäulen lange feurige Zungen gegen einander ausstreckten, bald mit feurigen Armen nach einander zu drohen schienen; wie sie sich kräuselnd umher drehten, und Funken zischend von ihnen aussprüheten. Endlich rißen die feurigen Arme des größern Feuers das andere mit wilder Gewalt an sich und schienen es ordentlich in der Mitte fest zu umfassen. Aber alsbald fingen sie auch an, zischend und dampfend sich in furchtbarer Schnelle, wie in wüthendem, schnellem Tanze, durch den Kreis hin und her zu bewegen. Furchtbar schwangen sich die feurigen Zungen und Arme auf und ab; ganze Feuerbüschel flogen von ihnen, wie gewaltsam abgerissen, auf dem Boden umher. Indessen bemerkten wir, daß die eine der beiden verschlungenen Feuersäulen allmählig dünner und dünner zu werden begann. Plötzlich aber entschlüpfte sie der andern, und fuhr mit unbegreiflicher Geschwindigkeit auf uns zu. Sie krümmte sich oben gegen uns über, und mit mehr denn hundert durcheinander gekräuselten Flammenzünglein leckte sie nach uns hin, und fuhr wieder in den Zauberkreis zurück.

Da war unsere Aufmerksamkeit plötzlich ganz von dem Kampfe abgelenkt, und nur auf uns selbst gewendet. Der Oberkämmerling lag erstickt neben uns; dem Sultan war der ganze Bart abgesengt, und mir war ein Funken in das rechte Auge geflogen, der mir schreckliche Schmerzen verursachte, und durch den ich an diesem Auge für immer erblindete.

Mitten in unserer Bestürzung hörten wir aber die Stimme der Prinzessin jubelnd rufen: „Er ist besiegt! er ist besiegt!“ — Sie stand bei uns in ihrer natürlichen Gestalt, und der Genius war verschwunden; ein kleines Aschenhäufchen bezeichnete die Stelle, wo sich seine Lebensflamme zuletzt gänzlich aufgezehrt hatte.

Achtes Kapitel.

Die Prinzessin berichtete uns dies mit wenigen hastig gesprochenen Worten, und schickte den Sclavenknaben, der keinen Schaden genommen hatte, um ihr schnell eine Schaale mit Wasser zu bringen. Kaum hatte er diese gebracht, so ergriff sie sie, murmelte einige unverständliche Worte darüber, und goß das Wasser über mich, indem sie dabei sprach:

„Auf, bist du zum Affen
„Vom Schöpfer erschaffen,
„So bleibe, wozu dich dein Schöpfer bestimmt;
„Doch, wenn Zauberei
„Dir menschliches Ansehn benimmt,
„So mach' ich des Zaubers dich frei,
„Und gebe durch gleiche Gewalt
„Dir wieder die vorige Menschengestalt.“

Die Kraft dieses Zauberspruches bewährte sich an mir. Ich stand wieder in meiner vorigen Gestalt da; nur mein rechtes Auge war und blieb geblendet. Der Sultan schloß seine Tochter in die Arme, und ich wollte mich ihr dankbar zu Füßen werfen. Da wand sie sich aus der Umarmung ihres Vaters los und sprach: „Mein theurer Vater, überlaßt Euch nicht zu sehr „dem Rausche Eurer Freude. Die Entzauberung des Prinzen „ist mir zwar gelungen; allein ich mußte sie theuer erkaufen. „Hätte ich nur auch noch das letzte Granatkorn erhaschen kön„nen, ehe es sich in das Wasser rollte, so wäre dieser Kampf „sehr leicht bestanden gewesen, da ich aber zuletzt meine Lebens„flamme in eine sichtbare Flammensäule verwandeln mußte, so „hat sich diese in dem heftigen Kampfe so gewaltig entzündet, „daß sie mir das innerste Mark meines Lebens verzehrte. Ich „habe nur wenige Augenblicke mehr zu leben. Tröstet Euch „über meinen Tod. Ich sterbe gerne, denn ich sterbe um einer „guten That willen."

„O, meine Tochter," rief der Sultan im höchsten Schmerze, „mein liebes Schönblümchen, erhalte dein Leben zum Troste „für deinen alternden Vater. Wie soll ich künftig leben ohne „dich?" Seine Thränen erstickten ihm die Worte.

Da schrie die Prinzessin auf einmal laut auf: „Ich brenne! „ich brenne! die verzehrende Flamme bricht aus!" und in demselben Augenblicke schlug ihr das Feuer zu Mund und Nase und zu den Ohren heraus; bald stand sie als eine große Feuerflamme da, die sich schnell in sich selbst verzehrte, und in wenigen Augenblicken erlosch sie. Ein Aschenhäufchen lag an der Stelle, wo sie vorher gestanden.

Mich erschütterte dieser Anblick im Innersten. Gerne hätte ich mich wieder in einen Affen verwandeln lassen, wenn ich dadurch das Leben der Prinzessin hätte wieder erkaufen können. Der Schmerz des Sultans vermehrte noch mein großes Leid. Er weinte und schrie, wie ein Verzweifelnder; er schlug sich an die Stirne und an die Brust; er zerraufte sich die wenigen Ueberreste seines versengten Bartes, und sank zuletzt ohnmächtig zur Erde. Mit Mühe brachten wir ihn wieder zu sich, als die Diener auf mein Geschrei herbei kamen. Diese waren in der größten Bestürzung, als sie unsere Betrübniß sahen. Der Sultan zeigte ihnen die beiden Aschenhaufen, sie sahen den erstickten Oberkämmerling, und hörten mit Staunen, was sich hier zugetragen hatte.

Der Sultan ließ sich zu Bette bringen, um sich dort von der Erschöpfung seiner Kräfte zu erholen. Die Nachricht von dem traurigen Ereignisse in dem Palaste verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt und über das Land. Jedermann nahm herzlichen Antheil an dem Kummer des Sultans; Jedermann beklagte den schmerzlichen Tod der Prinzessin, Blume der Schön-

heit, und sieben Tage herrschte allenthalben die tiefste Trauer. Viele heilige Gebräuche wurden gefeiert; die Asche des Genius wurde in alle Winde zerstreut. Aber die Asche der Prinzessin ließ der Sultan in einer kostbaren Urne sammeln; an der Stelle, wo sich ihr Leben aufgezehrt hatte, ließ er ein prächtiges Grabmal erbauen, und stellte den Aschenkrug in demselben auf.

Der Schmerz über diese traurige Begebenheit warf den Sultan auf ein langwieriges Krankenlager. Nach einem Monate ließ er mich zu sich rufen. Noch war er nicht völlig genesen, und lag ganz abgezehrt auf seinem Ruhebette.

„Mein Prinz," sprach er zu mir, „höret meinen Befehl, und „gehorchet, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Ich war glücklich „vor Eurer Ankunft, Ihr seyd Ursache an dem Verluste, den „ich ewig beweinen werde. Es ist ein Wunder, daß mich der „Schmerz um mein gewelktes Schönblümchen nicht mit in den „Tod geführt hat." Thränen unterbrachen seine Rede. Als er sich endlich wieder ein wenig gefaßt hatte, fuhr er fort: „Euer Anblick würde die Wunde immer wieder aufreißen, und „ich würde mein Leben in kurzer Zeit durch Eure Gegenwart „verbluten. Deßwegen befehle ich Euch, verlaßt diese Stadt, „und entweichet über die Grenzen meines Reiches. Wagt es „nie, Euch in meinem Lande wieder blicken zu lassen, denn Eure „Gegenwart ist unheilbringend."

Ich wollte sprechen, allein er gebot mir zu schweigen. „Gehorchet," sprach er zornig. „Ihr seyd ein Prinz, und Euer „Stand schützt Euch jetzt noch vor meiner Rache. Seyd Ihr „aber meinem Befehle ungehorsam, so verwirket Ihr das Leben. „Fort aus meinem Palaste! fort aus meinem Reiche!"

Schweigend mußte ich mich entfernen. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Von dem Sultan verstoßen, war ich von aller Welt verlassen. Endlich ging ich in ein Bad, ließ mir den Bart und die Augenbraunen bescheeren, und nahm die Kleidung eines Kalenders an, um als solcher unangefochten zu reisen. Mit Thränen schied ich von hinnen. Aber meine Thränen floßen nicht sowohl über mein eigenes Unglück, als vielmehr über den Tod der Prinzessin Blume der Schönheit und über den Jammer, den ich ohne meine Schuld über das Haupt des Sultans gebracht hatte.

Unerkannt durchzog ich als Kalender mehrere Reiche, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte. Endlich beschloß ich, mich nach Bagdad zu begeben, um dem Beherrscher der Gläubigen, dem großen Harun al Raschid meine wunderbaren Schicksale zu erzählen. Vielleicht rührt ihn die Erzählung meiner Leiden zum Mitleid, und seine Großmuth reißt mich dann sicher aus dem tiefen Abgrunde meines Elendes.

In dieser Hoffnung kam ich diesen Abend an den Thoren von Bagdad an, und begegnete sogleich dem Kalender, der vor

mir seine Geschichte erzählt hat. Was sich weiter begeben, wißt Ihr aus seiner Erzählung. Eurer Freundlichkeit verdanken wir das Glück, dessen wir uns durch unbescheidene Neugier unwürdig bezeigten. Doch wird Eure Huld diese Unbescheidenheit durch die wunderbaren Begebenheiten, die wir bei Euch erlebten, wenn schon nicht rechtfertigen, doch wenigstens willig entschuldigen.

IV.

Geschichte des dritten Kalenders, der ein Königssohn war.

Erstes Kapitel.

Mein Name ist Agib, und ich war der einzige Sohn und Thronerbe eines Königes, der weit, weit über dem Meere ein blühendes Land regierte. Die prächtige Königsstadt jenes Reiches liegt an dem Meere, und hat einen trefflichen Hafen, in welchem hundert und fünfzig Kriegsschiffe und eben so viele Kauffahrteischiffe, Fregatten und andere leichte Fahrzeuge vor Anker liegen. Von dem Hafen aus sah man in nicht großer Ferne einige Inselgruppen liegen, die zu dem Reiche meines Vaters gehörten.

Von diesem herrlichen Reiche nahm ich gleich nach dem Tode meines Vaters Kassib Besitz. Um mir durch meine Gegenwart das Herz meiner Unterthanen zu gewinnen, besuchte ich zuerst die Provinzen des festen Landes; dann ließ ich eine Flotte ausrüsten, und fuhr nach den Inseln, wo ich allenthalben Spuren der Wohlthätigkeit zurück ließ, und für das Wohl meiner Unterthanen sorgte.

Der Aufenthalt auf diesen Inseln hatte so viel Reiz für mich, daß ich bald nach meiner Zurückkunft eine zweite Seereise dahin unternahm. Diese wiederholten Reisen machten mir Lust zu weitern Seefahrten, und ich beschloß eine Entdeckungsreise jenseits der Inseln meines Reiches zu machen. Hierzu ließ ich mir zehn Schiffe ausrüsten, und stach mit günstigem Winde in die See.

Meine Inseln waren bald hinter uns; der Wind wehete fortan sehr günstig; meine Entdeckungsflotte segelte rüstig weiter, und mir träumte schon von den neuen Reichen, die ich entdecken würde. Wir waren vierzig Tage zur See, da drehete sich in der Nacht plötzlich der Wind, und die Spiegelfläche des Meeres fing sich an zu kräuseln; die Wellen schwollen immer höher und höher; die Tiefe des Meeres schien von Grund aus aufgerührt. Hier sank mein Schiff in einen klaffenden Spalt, dort

wankte es wieder auf dem weiß schäumenden Haupte einer ber-gehoben Woge; bald lag es auf der Seite, bald stand es wieder aufrecht auf dem Kiele: ich hielt mein Leben für verloren, und schwebte die ganze Nacht in der Angst des Todes.

Gegen Anbruch des Tages legte sich aber der Sturm; die Wolken verschwanden; die Wellen ebneten sich wieder zur Spiegelfläche, und sanft gleitend durchschnitten meine Schiffe die stille Fluth. Die Schrecken der überstandenen Nacht hatten mir aber den Muth zur Fortsetzung der Entdeckungsreise gänzlich gelähmt. Ich gab dem Steuermann den Befehl, sogleich nach dem Hafen meiner Hauptstadt zurück zu kehren. Dieser gestand mir aber, daß uns der Sturm so von unserer vorigen Richtung abgeführt habe, daß er nicht mehr wisse, wo er sich hinwenden sollte. Doch hoffte er, in einigen Tagen sich wieder in der Fahrt zurecht zu finden, und dann wollte er sogleich umkehren.

Am zweiten Tage kamen wir an eine Insel. Ich befahl meinen Leuten, frisches Wasser und andere Bedürfnisse daselbst zu holen, und sich nach der Gegend der Erde zu erkundigen, wo wir wären. Reichlich wurden wir von den Einwohnern mit aller Nothdurft versehen; allein vergeblich suchten meine Leute sich über die Lage der Insel zu erkundigen. Sie erfuhren zwar den Namen; er klang aber so fremd, daß ihn Niemand von uns je gehört haben wollte.

So fuhren wir dann wieder zehn Tage in der Ferne herum. Am Morgen des eilften Tages rief der Matrose, der oben im Mastkorbe saß, fröhlich herab, er sehe zwar zu beiden Seiten nichts als Himmel und Meer, aber gerade vor sich gewahre er einen großen schwarzen Punkt, den er für eine Insel halte.

Bei dieser Nachricht warf der Steuermann seinen Turban auf das Verdeck, schlug sich mit beiden Händen vor die Stirne, und hielt so sein Haupt. „Ach, mein König!“ rief er zugleich aus, „wir sind verloren! wir sind unwiederbringlich verloren.“ Häufige Thränen liefen bei diesen Worten über seine greisen Wangen, und der ganzen Schiffsmannschaft theilte sich Besorgniß und Schrecken mit.

Auf meine wiederholten Fragen erfuhr ich endlich, jener schwarze Punkt sey der Magnetberg, der jetzt schon meine ganze Flotte wegen der Nägel und Klammern, womit die Schiffe beschlagen seyen, an sich zöge. „Mit aller Anstrengung wird „es uns nicht mehr gelingen,“ fuhr der Steuermann fort, „die „Schiffe auf eine andere Richtung zu bringen; denn ich habe „schon die ganze Nacht mit Besorgniß den schnellen Zug be-„merkt, womit sie in gerader Linie dahin fuhren. Je näher „wir kommen, desto stärker zieht der Magnetberg das Eisen „an; und wenn wir ihm auf eine gewisse Entfernung nahe kom-„men, so zieht er alles Eisen aus den Schiffen, daß sie ausein-

„ander fallen und untergehen. So ist der ganze Berg schon mit „Nägeln und Eisenklammern von verunglückten Schiffen über„zogen. Auf dem Gipfel dieses Berges steht ein rundes Ge„wölbe von dem feinsten Stahle auf acht stählernen Säulen, „und auf dem Gewölbe ein Pferd mit einem Reiter von Erz, „der auf der Brust eine bleierne, mit magischen Figuren be„schriebene Platte hat. Diese Bildsäule soll der Sage nach die „Hauptursache von dem Verderben so vieler Schiffe seyn; und „nur, wenn sie von einem Menschen herunter gestürzt wird, „soll sie ihre verderbliche Kraft verlieren."

Auf diese Nachricht wurde das ganze Schiffsvolk bestürzt, Weinen und Wehklagen erfüllten die Luft, ich gab mein Leben verloren.

Der Steuermann und die Matrosen arbeiteten an Steuer und Ruder mit aller nur möglichen Anstrengung, um die Schiffe auf eine andere Bahn zu bringen. Es war aber Alles vergeblich. Schneller und schneller schoßen sie mit jedem Augenblicke dahin; größer und größer erschien uns der schwarze Berg; schon erblickte ich oben das Gewölbe mit der Bildsäule — da fuhren mit einemmale alle Nägel, alle Klammern, kurz alles Eisenwerk aus unsern Schiffen, und hängten sich mit betäubendem Klirren an dem Magnetberge an. In demselben Augenblicke brachen auch alle meine Schiffe aus einander, und ich versank mit meiner ganzen Mannschaft im Meere.

Zweites Kapitel.

Die Liebe zum Leben ist dem Menschen so tief eingepflanzt, daß er auch dann noch gegen den Tod kämpft, wenn er alle Hoffnung seiner Rettung schon aufgegeben hat. So konnte auch ich nicht die geringste Hoffnung mehr haben. Das Meer, in dem ich versank, war bodenlos tief, und der Magnetberg bestand aus einer gerade aufstrebenden glatten Felswand. Dennoch kämpfte ich mit den Wellen und arbeitete mich auf die Oberfläche des Wassers; glücklich erreichte ich ein Brett von einem der gescheiterten Schiffe, das von den Wellen gegen den Magnetberg getrieben wurde, und schwamm mit demselben gegen die Felswand.

Mein günstiges Geschick trieb mich gerade an eine Stelle, wo eine schmale Stufenreihe vorsprang, die auf die Höhe des Magnetberges führte. Mit dem herzlichsten Danke gegen Gott betrat ich die Stufen, die auf einer sehr scharfen und schmalen vorspringenden Felsenkante hinaufführten. Nur mit der äußersten Anstrengung konnte ich den Fuß so hoch erheben, um von der einen Stufe zur andern zu steigen. Dabei waren sie so schmal, daß ich kaum für einen Fuß Raum darauf fand, und ich durfte weder rechts noch links sehen, weil sich zu beiden

Seiten der Fels in schwindelnd steiler Abdachung hinab senkte. Auch der geringste Windstoß würde mich auf diesem beschwerlichen Gange hinab gestürzt haben.

Doch ich erreichte die Höhe ohne den geringsten Unfall. Mit dankerfülltem Herzen warf ich mich betend unter dem Stahldache nieder, und brachte dem Herrn jedes Lebens für die Rettung des meinigen den wärmsten Dank dar. Die Nacht war indessen angebrochen; müde war ich von den Anstrengungen des Tages; ich schlief bald unter dem Stahldache ein.

Da erschien mir im Traum ein ehrwürdiger Greis, der sprach zu mir: „Agib, wenn du erwachest, so grabe die Erde unter „deinen Füßen auf. Du wirst einen stählernen Bogen finden „und drei Pfeile von Blei. Diese drei Pfeile schieße nach der „Bildsäule. Der Reiter wird jenseits hinab in das Meer fallen, „das Pferd aber nach deiner Seite. Dieses mußt du an derselben Stelle begraben, wo du den Bogen und die Pfeile ge„funden. Laß dich's nicht schrecken, wenn alsdann das Meer „aufrauscht und bis zur Höhe anschwillt. Es geschieht zu dei„ner Rettung. Alsdann wird ein eherner Mann eine Gondel „herbei rudern, welche du besteigen mußt. Er wird dich in ein „anderes Meer rudern, wo du leicht Gelegenheit finden wirst, „in dein Reich zurück zu kehren. Hüte dich aber wohl, daß du „den Namen Gottes nicht laut aussprechest, so lange du in der „Gondel sitzest. Der eherne Mann dient nur gezwungen zu „deiner Rettung, und sobald man vor ihm den Namen Gottes „nennt, hört dieser Zwang auf; nichts kann ihn dann mehr „abhalten, dir zu schaden."

Nach diesen Worten verschwand der ehrwürdige Greis. Beim Erwachen stand die Erscheinung meines Traumes noch so lebhaft vor meiner Seele, daß ich mit einem Grabscheite, das an einer der Säulen angelehnt war, den Boden an der bezeichneten Stelle aufgrub. Sogleich fand ich auch den stählernen Bogen und die drei bleiernen Pfeile. Ich stellte mich vor das Gewölbe, und schoß dem ehernen Reiter nach der Brust. Vom ersten Pfeile wurde er schon gewaltig erschüttert; vom zweiten wankte er hin und her, und kaum hatte ihn der dritte Pfeil berührt, so stürzte er rückwärts hinab in das Meer. Das Pferd fiel vorwärts, und ich mußte eilig auf die Seite springen, ihm Raum zu machen.

Sogleich machte ich nun eine Grube, und wälzte es mit großer Anstrengung hinein; denn es war, obgleich hohl, doch von ungeheurer Schwere. Kaum hatte ich es ganz mit Erde bedeckt, so rauschte das Meer wild auf, und im Aufrauschen wuchs es und schwoll es an, und stieg höher und höher, bis endlich nur noch der kleine Gipfel des Magnetberges über das Wasser hinausragte. Bald kam nun der eherne Mann mit seiner

Gondel. Ich stieg ohne Bedenken ein, wie mir der Greis in meinem Traume gerathen hatte.

Ich hatte nicht den Muth, eine Frage an ihn zu thun, sonst hätte ich ihn gefragt, ob er etwas Speise bei sich habe. Doch fand ich bald, was ich bedurfte, und sättigte mich, während mein Bootsmann eifrig ruderte.

Neun Tage waren wir so einsam gefahren, und hatten nichts gesehen, als Wasser und Himmel; da erblickte ich am Morgen des zehnten Tages ganz nahe einige Inseln. In der Freude meines Herzens rief ich bei diesem Anblicke: „Nun, Gott sey Lob „und Dank! da ist ja einmal Land!"

Kaum hatte ich das Wort gesprochen, so richtete sich der eherne Bootsmann in der Gondel auf, zog das Ruder aus dem Wasser, schwang es drei bis viermal im Kreise hoch in der Luft, und führte dann einen so gewaltigen Streich in die Gondel, daß der Boden zerschmetterte, das ganze Fahrzeug sich mit Wasser füllte und mit ihm versank.

Ich arbeitete, um nicht mit ihm unter zu sinken, und schwamm nach der nächsten Insel zu. Die Nacht überfiel mich, und meine Kraft war erschöpft. Da erhob sich ein Wind, und mit einer Welle ward ich nach dem Ufer hingeworfen. Um nicht von einer andern Woge wieder zurückgespühlt zu werden, machte ich mich sogleich auf, und stieg das Ufer hinan.

Nun zog ich meine Kleider aus, wand das Wasser heraus, und breitete sie auf den Boden, um sie auf dem trockenen, von der Hitze des Tages noch warmen Ufersande zu trocknen. Eine Stunde nach dem Aufgange der Sonne konnte ich mich schon wieder ankleiden. Ich sah mich nun nach meinem neuen Aufenthaltsorte um, und entdeckte, daß ich mich auf einer kleinen, unbewohnten Insel befand, die zwar mit Fruchtbäumen bewachsen war, aber von dem festen Lande sehr ferne zu seyn schien.

Durch diese Entdeckung wurde meine Freude zwar ziemlich gemindert; denn es konnten ja viele Jahre vorübergehen, bis sich einmal dieser entlegenen Inselgruppe ein Fahrzeug näherte, das mich wieder in meine Heimath bringen konnte. Indessen ergab ich mich mit dankbaren Gefühlen dem Willen Gottes, der mich bis dahin bei allem Ungemach doch immer mit seiner besonderen Gnade beschirmt hatte.

Drittes Kapitel.

Kaum mochte die Sonne im Mittage stehen, als ich auch schon in der Ferne ein Fahrzeug erblickte, welches nach meiner Insel zu segelte. Da ich indessen nicht wußte, was das für Menschen seyn möchten, die mit dem Schiffe kamen, so hielt ich es für's Rathsamste, mich vorerst verborgen zu halten, und ihr Thun zu beobachten.

Deßhalb erstieg ich einen großen Baum, dessen dichtverwachsene Zweige mich ganz versteckten, und von dem aus ich doch Alles sehen konnte, was umher vorging.

Anfangs stiegen zehn Sclaven aus, deren jeder mit Spaten und Hacke versehen war. Sie gingen in die Mitte der Insel, und gruben daselbst. Endlich bemerkte ich, daß sie eine große Fallthüre öffneten. Nun gingen sie Alle zurück, und holten aus dem Schiffe Lebensmittel und Geräthschaften, so viel sie tragen konnten, und verschwanden damit durch die Fallthüre unter die Erde. Bald kehrten sie wieder, und holten einen Greis mit einem schönen Jünglinge von etwa fünfzehn Jahren aus dem Schiffe, und verschwanden mit diesem ebenfalls durch die Fallthüre.

Als sie wieder herauf kamen, ließen sie die Fallthüre wieder nieder, und bedeckten sie mit Erde. Hierauf gingen sie nach dem Schiffe zurück und fuhren ab.

Ich hatte aber bemerkt, daß der Jüngling nicht mit ihnen zurückgekehrt war. Sobald darum das Schiff so weit entfernt war, daß sie mich nicht mehr sehen konnten, stieg ich von meinem Baume herab, scharrte mit den Händen die frisch umgegrabene Erde wieder auf, und entdeckte sogleich eine steinerne Fallthüre. Sie war zwar schwer, doch konnte ich sie mit einiger Anstrengung aufheben. Es öffnete sich mir der Eingang zu einer steinernen Treppe, und ich stieg neugierig hinunter.

Wo sich die Treppe endigte, hing ein reichgewirkter Vorhang. Ich zog ihn weg, und trat durch den Eingang in ein großes ovales Gemach, dessen Fußboden mit einem reichen Teppich bedeckt, dessen Wände mit reichen Stoffen behängt waren. An der einen Seite lag ein Polster auf der Erde, das mit golddurchwirkten Stoffen bedeckt war. Und hier saß der Jüngling; vor ihm stand ein Tisch mit Früchten und Blumen, und auf dem Tische brannten zwei Wachskerzen.

Bei meinem Anblicke erschrak der junge Mensch sichtbarlich. „Fürchte dich nicht," rief ich ihm zu. „Ich bin ein König, und „werde dich nicht im Mindesten beleidigen. Vielmehr will ich „Alles aufbieten, dich aus deinem Gefängnisse zu befreien." Er faßte sich bei dieser Anrede, und bat mich freundlich, ich sollte mich bei ihm niedersetzen. Hierauf sprach er: „Ich bin „hier nicht als Gefangener, sondern habe nur vor einem Feinde, „der meinem Leben nachstellte, hier eine Freistatt gesucht. So„fern es Euch nicht unangenehm ist, mein Prinz, will ich Euch „meine Geschichte erzählen, um Euch mit der Ursache dieses un„terirdischen Aufenthalts bekannt zu machen."

Da ich ihm sagte, wie begierig ich wäre, dies zu erfahren, fing er also an zu erzählen:

„Ich bin der einzige Sohn eines Juwelenhändlers, der sich durch die geschmackvolle Anordnung und genaue Kenntniß der

„Juwelen außerordentliche Reichthümer erworben hat. Seine „Schiffe gingen in allen Meeren, und seine Geschäftsträger sind „an vielen Höfen, die er mit seinen Waaren versorgt."

„Ich war noch kaum einen Monat alt, da hatte mein Va„ter einen Traum, worin ihm verkündigt wurde, ich würde kein „hohes Alter erreichen. Durch diesen Traum bekümmert, fragte „mein Vater die geschicktesten Sterndeuter über meine künftigen „Schicksale, und diese sagten ihm, in meinem fünfzehnten Jahre „würde die eherne Bildsäule des Reiters auf dem Magnetberge „von dem Prinzen Agib, dem Sohne des Königs Kassib, in „das Meer gestürzt werden, und fünfzig Tage darauf werde die„ser Prinz Agib mich tödten. — Gestern erfuhr mein Vater „nun, der eherne Reiter sey wirklich vor zehn Tagen von dem „Magnetberge in das Meer gestürzt worden. Nun glaubt er, „nach der Weissagung der Sterndeuter, der Prinz Agib habe „sie wirklich herab gestürzt, und werde nun gewiß auch kommen, „mich um's Leben zu bringen. Zur Vorsorge hat er schon längst „für diesen Fall dieses unterirdische Gewölbe für mich bauen las„sen, um mich hier zu verbergen, bis der fünfzigste Tag nach „dem Falle der Bildsäule vorüber ist. Da sie nun aber schon „vor zehn Tagen herab gestürzt ist, brauche ich nur noch vierzig „Tage hier zu bleiben. Ich hoffe, der blutdürstige Agib soll „mich nicht hier auf einer wüsten Insel aufsuchen; und habe ich „diese Gefahr glücklich überstanden, so weissagen mir die Stern„deuter ein hohes und glückliches Alter."

Hier endete der Sohn des Juwelenhändlers seine Geschichte. „Mein Sohn," sprach ich zu ihm, „beruhige dich gänzlich. Ich „freue mich, daß ich von dem Schiffbruche hierher verschlagen „wurde, um dich gegen Jeden zu vertheidigen, der sich dir feind„lich nahen würde." Um ihn nicht zu erschrecken, verschwieg ich ihm sorgfältig, daß ich der Agib war, der ihn nach der Aussage der Sterndeuter um's Leben bringen sollte. Und da ich den jungen Menschen um seiner Körper- und Geistesbildung willen sehr lieb gewann, lachte ich innerlich über die Nichtigkeit der Sterndeuterei, die ihm vorgespiegelt hatte, ich stehe ihm nach seinem Leben.

Er bewirthete mich mit seinem Vorrathe, der so groß war, daß er noch mehrere Gäste vierzig Tage hätte bewirthen können, und lud mich ein, auch die Nacht bei ihm zuzubringen. Wir blieben auch die folgenden Tage beisammen, besorgten gemeinschaftlich die Vorbereitungen zu unserm Mahle, spielten zum Zeitvertreibe mit einander, sangen zusammen, und es verband uns nach und nach so innige Freundschaft, daß ich oft bei mir selber sprach: „Die Sterndeuter sind Betrüger, die diesem Men„schen und seinem Vater mit der Drohung bange gemacht ha„ben, daß ich diesen Jüngling um's Leben bringen würde,

„der so viele Liebenswürdigkeit besitzt, daß ich ihn wie einen „Bruder liebe."

Viertes Kapitel.

Neun und dreißig Tage waren so glücklich vorüber gegangen, und der Morgen des vierzigsten Tages brach an. „Gott „sey Dank!" rief der Jüngling, als er erwachte, „heute ist der „vierzigste Tag, seit wir in dem Gewölbe sind, und mithin der „fünfzigste seit dem Falle der Bildsäule auf dem Magnetberge. „Geht nun auch dieser Tag glücklich vorüber, wie es in Eurer „Gesellschaft wohl nicht anders seyn kann, so kommt mein Va„ter morgen frühe, und holt uns ab. Ich werde ihm rühmen, „wie freundschaftlich Ihr mich in meiner Einsamkeit unterhalten „habt; und er wird gewiß nicht ermangeln, Euch in den Stand „zu setzen, daß Ihr endlich wieder wohlbehalten in Eure Hei„math zurückkehren könnt. Vor Allem habe ich nun aber noch „eine Bitte an Euch. Ich möchte mich heute gerne baden, und „frische Kleider anlegen, um meinen Vater desto festlicher em„pfangen zu können. Seyd so gut, und helft mir Wasser wär„men und meine Badwanne füllen."

Ich machte sogleich in einer Nische, welche dazu eingerichtet war, ein Feuer an; wir füllten die Kessel mit Wasser, und machten das Bad zurecht. Der junge Mensch stieg hinein. Ich half ihn waschen und reiben, und bereitete ihm hierauf ein Lager, damit er nach dem Bade ein wenig ruhen konnte. Er legte sich, und schlummerte ein.

Als er nach einer halben Stunde wieder erwachte, rühmte er mir, wie wohl ihm das Bad und die Ruhe gethan habe, und sprach: „Nun müßte ein Stück Melone mit Zucker gar erfri„schend seyn. Ich liege aber noch so behaglich auf meinem „Ruhebette, daß ich mir die Mühe nicht geben mag, mir eine „Melone von unserm Vorrathe zu holen."

Sogleich ging ich an unsere Vorrathskammer, und wählte die schönste der noch vorhandenen Melonen, legte sie auf eine Schüssel, und trug sie ihm nebst etwas Zucker an sein Ruhebette. Nun ging ich, ein Messer zu suchen, damit er die Melone zerschneiden könne; allein ich fand keines. „Ich habe eines „hier über meinem Lager auf dem Gesimse liegen!" rief er mir zu. Ich eilte hin, und holte das Messer, indem ich mich, auf den Zehen stehend, über sein Lager streckte, um es erreichen zu können. Indem ich es aber gefaßt hatte und zurück treten wollte, verwickelte sich mein Fuß in den Teppich, der vor seinem Lager gebreitet war, und ich verlor das Gleichgewicht. Ich fiel vorwärts, wollte mich mit beiden Händen noch an der Wand erhalten, vermochte es aber nicht, und stieß im Fallen

das Messer, das ich ausgestreckt in meiner Hand hielt, dem jungen Menschen gerade in das Herz.

Die Verzweiflung ergriff mich bei dem Anblicke des todten Jünglings. Denn er war im Augenblicke verschieden. Ich schlug mir in's Gesicht; ich wüthete gegen mich selbst; ich warf mich auf die Erde, und forderte den Himmel auf, mir auch das Leben zu nehmen. „Ach," rief ich, „nur etliche Stunden „fehlten ihm noch, um außer Gefahr zu seyn; ich glaubte selbst, „die Gefahr sey vorüber, und muß nun ohne meinen Willen sein „Mörder werden, um die Weissagung der Sterndeuter zu erfül„len, die ich in meinem Herzen als Betrüger verhöhnte."

Der Tod wäre mir in meiner Betrübniß willkommen gewesen. Allein der Himmel läßt oft unsere heißesten Wünsche unerfüllt, weil im ewigen Rathe der Vorsehung meistens andere Wege zu unserm Heile beschlossen sind, als diejenigen, die wir für gut halten.

Den Rest des Tages und die folgende Nacht brachte ich mit Weinen und Wehklagen zu. Als aber der Morgen kam, fiel mir doch ein, daß der Vater des Jünglings kommen könnte, und mich gewiß für den vorsätzlichen Mörder seines Sohnes halten würde, wenn ich ihm auch noch so sehr die Wahrheit meiner Unschuld betheuerte. Den Tod fürchtete ich zwar nicht, doch für schlechter zu gelten, als ich war, dieser Gedanke war mir unerträglich.

Deßhalb hielt ich es für rathsam, mich aus dem Gewölbe zu entfernen. Ich stieg die Stufen hinan, legte die steinerne Fallthüre wieder zu, und bedeckte sie mit Erde. Hierauf stieg ich auf meinen dichtbelaubten Baum, um daselbst in der Verborgenheit zu beobachten, was es geben werde, wenn der Vater käme, seinen Sohn abzuholen.

Kaum saß ich oben, so sah ich schon das Schiff sich der Insel nahen. Es legte sich vor Anker, und der Greis kam mit seinen Sclaven. Deutlich sah ich auf dem Gesichte des Vaters, wie Angst und Hoffnung in seinem Herzen wechselten. Als er aber die frisch umgewühlte Erde auf dem Deckelsteine erblickte, erschrak er. Als die Fallthüre geöffnet war, sah ich ihn rasch hinunter eilen, und hörte ihn den Namen seines Sohnes rufen. Die Sclaven folgten ihm.

Nach einiger Zeit brachten sie den Greis herauf, und legten ihn unter meinem Baume nieder. Er war wahrscheinlich bei dem Anblick seines erstochenen Sohnes in Ohnmacht gefallen. Denn lange gab er kein Lebenszeichen von sich, obgleich einige bemüht waren, ihn zu sich zu bringen. Als er endlich aus seiner langen Ohnmacht erwachte, brach er in einen heißen Thränenstrom aus. Mir wollte das Herz über den Jammer des unglücklichen Vaters brechen; meine Thränen floßen mit den

seinigen, und gerne hätte ich seines Sohnes Leben mit meinem eigenen erkauft, wenn es möglich gewesen wäre.

Etliche der Sclaven brachten hierauf den Leichnam aus dem Gewölbe. Das Messer stak noch in der Brust, denn ich hatte in meiner Verzweiflung nicht den Muth gehabt, es heraus zu ziehen. Sie bekleideten ihn nun mit seinem besten Gewande, machten ein Grab und senkten ihn hinein. Der Greis ließ sich nun von zweien Sclaven aufhelfen, und wankte von ihnen unterstützt zu dem Grabe. Er rang die Hände über seinem Haupte, seine Thränen floßen reichlich in das Grab. Endlich ließ er sich ein Grabscheit reichen, und warf ein wenig Erde auf ihn. Als die Sclaven das Grab vollends mit Erde gefüllt und einen Hügel darüber aufgeworfen hatten, traten sie ehrerbietig auf den Wink ihres Herrn zurück, und dieser warf sich betend auf den Hügel, und bedeckte ihn mit Thränen und mit Küssen.

Ganz erschöpft ließ er sich endlich von seinen Sclaven nach dem Schiffe führen, und dieses segelte schnell nach dem festen Lande hinüber.

Fünftes Kapitel.

Einen ganzen Monat blieb ich noch auf der Insel. Die Nächte brachte ich in dem unterirdischen Gemache zu, die Tage irrte ich auf der Insel umher, und blickte mit Sehnsucht nach allen Richtungen umher, ob nicht ein Schiff zu meiner Rettung erschiene.

Indessen hatte das Meer in dieser Zeit so sehr abgenommen, daß die Insel und das jenseitige Ufer so nahe kamen, daß nur noch eine schmale Meerenge dazwischen blieb. Der Wunsch nach der Rückkehr in meine Heimath war so dringend, daß ich mich entschloß, über diese Meerenge hinüber zu schwimmen. Als ich aber über den von dem Meere verlassenen Ufersand hinab gegangen war, fand ich das Wasser so seicht, daß ich ganz ohne Gefahr durchwaten konnte.

Ich erreichte bald das jenseitige Ufer, und nachdem ich eine Strecke auf demselben fortgegangen war, schimmerte mir aus einiger Entfernung durch die Bäume ein großes Feuer entgegen. In der freudigen Hoffnung, daß ich hier doch Menschen finden würde, verdoppelte ich meine Schritte. Wie ich aber näher kam, verschwand auch allmählig mein Irrthum; was ich für ein Feuer angesehen hatte, war ein Schloß von rothem Kupfer, auf welchem sich die Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten.

Indem ich vor dem wunderbaren Gebäude ruhend und staunend stehen blieb, kamen zehn sehr wohlgekleidete Jünglinge, begleitet von einem Greise, der, obgleich schon gebückt von der Last der Jahre, doch noch um eines Hauptes Höhe über sie

hinausragte, und dessen ganzes Wesen beim ersten Anblick schon Ehrfurcht gebot.

Die jungen Leute kamen alle sehr höflich und vertraulich zu mir heran, und fragten mich neugierig, welches Geschick mich zu ihnen führte. Ich erbot mich, ihnen meine Geschichte zu erzählen, und sie setzten sich horchend um mich herum. Indem ich ihnen aber erzählte, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, daß sie alle das rechte Auge verloren hatten, und ich hätte sie gerne am Schlusse meiner Erzählung um die Ursache gefragt, wenn ich es nicht für unschicklich gehalten hätte.

Nachdem sie ihre Verwunderung über meine abenteuerlichen Schicksale bezeigt hatten, luden sie mich ein, mit ihnen in das Schloß zu gehen. Da ihnen auch der ehrwürdige Greis beistimmte, folgte ich ihnen gerne. Sie führten mich durch eine Menge von Zimmern, Vorsälen, Kabinetten und andern Gemächern, die alle mit den kostbarsten Geräthen versehen waren. Zuletzt kamen wir in einen großen runden Saal, dessen Decke von zehn Säulen getragen wurde. An jeder Säule lag ein Sitz von Polstern, und in der Mitte war der eilfte Sitz. Diese Sitze waren alle mit einem schweren seidenen Stoffe von blauer Farbe überkleidet, und an den Seiten reich mit Gold durchwirkt.

Jeder von den Jünglingen nahm einen der zehn Sitze bei den Säulen ein, der Greis setzte sich auf seinen Sitz in der Mitte des Saales, und ich sah mich verlegen um, wo ich hinsitzen sollte; denn außer den besetzten Polstern war kein Sitz mehr im Saale, und diese waren alle nur eben für einen Menschen gerichtet, daß kein zweiter Raum darauf gefunden hätte, wenn er auch dazu geladen worden wäre.

Die jungen Leute lächelten über meine Verlegenheit. Endlich sagte Einer: „Setzt Euch nur immerhin auf den Teppich in unsere Mitte. Und wenn Ihr gutem Rathe folgen wollt, so sehet „und höret, ohne Euch zu erkundigen, warum dies oder jenes „geschieht, oder warum wir alle am rechten Auge blind sind. „Die Neugier könnte Euch schaden.“

Nun stand der Greis auf und entfernte sich. Bald kam er aber wieder, und brachte das Abendessen. Er reichte jedem seinen Theil hin, gab mir auch den meinigen, und jeder verzehrte allein, was er erhalten hatte. Als wir satt waren, reichte er auch einem jeden eine Schaale mit Wein.

Sie verlangten hierauf, ich sollte ihnen meine Geschichte, die ihnen so merkwürdig geschienen, noch einmal erzählen. Man sprach hierauf noch über mancherlei Gegenstände, und unbemerkt kam die Mitternacht herbei. Da rief auf einmal einer der Jünglinge dem Greise zu: „Alter Herr, es ist Zeit zum Schlafen! „holt, was wir brauchen, um unsere Schuldigkeit zu thun.“

Schweigend erhob sich der Greis von seinem Sitze, und entfernte sich durch eine Seitenthüre. Als er wieder herein kam,

trug er ein kupfernes, mit blauem Tuche bedecktes Becken auf dem Haupte, und stellte es vor einem der Jünglinge nieder. So ging er und kam zehnmal, und stellte nach und nach vor jeden der jungen Leute ein ähnliches Becken und ein Wachslicht nieder.

Ich war begierig gewesen, zu erfahren, was in den Becken verborgen wäre. Mein Erstaunen war aber unbeschreiblich, als sie jetzt die blauen Tücher abdeckten, und in dem Becken mit den Händen ein Gemische von Asche, Kohlenstaub und einer flüssigen Schwärze unter einander rührten, und ihre Gesichter damit beschmierten. Hierauf erhoben sie ein erbärmliches Weinen und Wehklagen, schlugen sich vor den Kopf und an die Brust, und ich hörte sie unter andern Ausrufungen oft die Worte schreien: „O, eitles Vertrauen auf Enthaltsamkeit! o, „Neugier! verwünschte Neugier! o, goldner Schlüssel, hätt' ich „dich doch nie berührt!"

Der größte Theil der Nacht verging unter diesem wunderlichen Betragen der zehn Jünglinge. Endlich stand der Greis auf, und holte einem jeden ein großes Becken mit Wasser und frische Kleider. Da hörte ihr Weinen und Wehklagen auf einmal auf; sie wuschen Hände und Gesicht, und vertauschten ihre alten Kleider, die ganz mit der schwarzen Salbe besudelt waren, mit den neuen. Hierauf wiesen sie mir eine Schlafstelle an, und ließen mich allein.

Neugier, Staunen und tausenderlei Vermuthungen über die Ursache des Gesehenen ließen mich auch den übrigen Theil der Nacht nicht schlafen.

Sechstes Kapitel.

Gleich am nächsten Morgen holten mich die zehn Jünglinge zu einem Spaziergange ab. Sie scherzten fröhlich unter einander, freuten sich über die schöne Natur, die uns umgab, und man hätte nicht glauben sollen, daß es die nämlichen wären, die sich in der Nacht so betrübt angestellt hatten. Ich wußte nicht, war jenes Betragen oder ihr jetziges Verstellung, und rief endlich aus: „Mag auch daraus entstehen, was da will, ich „kann weder mein Staunen länger verbergen, noch meine Neu„gier! Sagt mir die Ursache eures sonderbaren Betragens in „der verflossenen Nacht; und sagt mir, warum ihr Alle nur „ein Auge habt."

Sie thaten anfänglich, als hätten sie meine Frage nicht gehört, und als ich sie wiederholte, antworteten sie kurz: „Das „geht Euch Alles nichts an!"

Der Tag ging indessen unter mancherlei Unterhaltungen ohne besondere Ereignisse hin. Aber nach dem Abendessen brachte der Greis einem jeglichen wieder sein Becken; sie fingen wieder an, die häßliche schwarze Salbe zu rühren und zu kneten, und

schmierten sich wieder unter Weinen und Wehklagen, wobei ich wieder die nämlichen Worte hörte: „O, eitles Vertrauen auf „Enthaltsamkeit! o, verwünschte Neugier! o, goldner Schlüssel, „hätte ich dich doch niemals berührt!“

Da sie auch die folgenden Tage immer dasselbe thörichte Betragen beobachteten, konnte ich endlich meine Neugier nicht mehr länger bezähmen, und drang mit anhaltenden Bitten in sie, mir doch die Ursache zu sagen, oder mir wenigstens den Weg nach meinem Königreiche zu beschreiben, weil ich länger nicht mehr bleiben, und jede Nacht das nämliche unangenehme Schauspiel ansehen könnte.

„Wollt Ihr durchaus Euer Unglück, so mögt Ihr's denn „haben!“ antwortete einer der Jünglinge. „Bisher haben wir „aus Freundschaft gegen Euch geschwiegen, weil wir Euch die „Ursache unseres Betragens nicht sagen dürfen, und Ihr Alles „selber erfahren müßt. Bedenkt Euch aber zuvor noch wohl, „denn Ihr erkaufet das Geheimniß mit dem Verluste Eures „rechten Auges. Den Weg in Eure Heimath können wir Euch „aber auch nicht beschreiben, weil keiner von uns weiß, wo „Euer Königreich liegt.“

Die andern Jünglinge baten mich alle aufs Dringendste, meine Neugier zu unterdrücken, und stellten mir vor, daß ich dann auch nicht einmal mehr bei ihnen bleiben könnte, weil ihre Zahl schon voll wäre. Ich ließ mich aber durch nichts bewegen, und beharrte hartnäckig auf meinem Vorsatze, die Ursache ihres Betragens, und warum sie Alle einäugig waren, selbst zu erfahren.

Da schlachteten sie einen großen Hammel, und zogen ihn ab. Hierauf überreichten sie mir das Schlachtmesser, weil ich es brauchen würde, und näheten mich in das Hammelfell ein. „Bleibt jetzt nur ruhig liegen,“ sagten sie: „der Vogel Rock „wird nun kommen, und Euch davon tragen, weil er Euch für „einen Hammel ansieht. Er trägt Euch auf den Gipfel eines „Berges. Sobald er Euch niederlegt, schneidet mit dem Schlacht„messer das Hammelfell auf. Darüber erschrickt der Vogel und „fliegt davon. Nun müßt Ihr auf dem Gebirge nach Sonnen„untergang fortgehen, bis Ihr an ein sehr prachtvolles Schloß „kommt. Ihr werdet die Thüre offen finden und hinein gehen. „Was Euch dort bevorsteht, dürfen wir Euch nicht sagen. Wir „waren Alle dort, und sind Alle um unser rechtes Auge gekom„men, und zwar durch eigene Schuld. Hierin sucht den Grund „unseres Betragens, das Euch thöricht geschienen. Lebt wohl, „und seyd klüger als wir.“

Mit diesen Worten gingen sie in ihr Schloß, und ließen mich auf dem Vorplatze liegen. Ich lag nicht lange, so fühlte ich mich auch von den Krallen des Vogels gepackt und in der Luft fortgetragen. Kaum merkte ich aber, daß er mich wieder auf die Erde legte, so schnitt ich auch das Hammelfell auf und

richtete mich auf. Ein ungeheurer weißer Vogel stand vor mir. Meine Erscheinung verschüchterte ihn aber, daß er aufflog und hinter dem Gebirge verschwand.

Eilig wanderte ich nun längs auf dem Bergrücken hin, der gerade nach Sonnenuntergang zog, und ehe die Sonne untergegangen war, stand ich vor dem prachtvollen Schlosse. Es war von außerordentlicher Größe; die Pfeiler waren ganz mit Golde überzogen, und die Füllungen mit Smaragden, Rubinen, Türkisen und vielen andern Edelsteinen ausgelegt.

Nachdem ich es lange von Außen bewundert hatte, ging ich durch die Hauptpforte ein, und kam in einen geräumigen Hof. War mein Staunen über die Vorderseite des Palastes groß, so war es noch weit größer über den Anblick, den ich hier hatte. Von den innern Seiten zog ein einziger ungeheurer Flügel im Halbkreise herum, und an diesem zählte ich neun und neunzig Thüren von Sandelholz und andern seltenen und kostbaren Holzgattungen und eine ganz goldene Thüre. Außer diesen hundert Eingängen stand immer zwischen zehn und zehn ein Minaret oder hoher Thurm mit einer Stiege, der wieder seinen eigenen Eingang hatte. Der ganze Bau war übrigens von solcher Pracht, daß ich noch nie etwas Aehnliches gesehen habe.

Da ich eine der Thüren gerade offen sah, ging ich durch dieselbe in das halbkreisförmige Hintergebäude ein, und gelangte in einen kühlen, mit Muschelwerk bekleideten Vorplatz, in welchem aus mehreren Springbrunnen wohlriechendes Wasser bis nahe an die Decke sprang, und einen erquickenden Wohlgeruch verbreitete. Aus diesem Vorplatz trat ich in einen prachtvollen Saal. Wie erstaunte ich aber, als ich hier eine große Gesellschaft sehr schöner reichgekleideter Jungfrauen im Kreise sitzen sahe, die alle bei meinem Eintritte aufstanden und mich freundlich willkommen hießen.

Ich wollte mich bei ihnen über mein Kommen entschuldigen; sie ließen mich aber nicht zu Worte kommen, und bezeigten mir mit den herzlichsten Worten ihre Freude. Sie nöthigten mich, in dem Kreise zu sitzen, erquickten mich mit Speise und Trank, wobei sie mich Alle mit freundlicher Geschäftigkeit bedienten, und baten mich hierauf um die Erzählung meiner Reiseabenteuer.

Siebentes Kapitel.

Indem sich die Jungfrauen noch über die Begebenheiten meiner Reise verwundernd besprachen, zählte ich, daß ihrer gerade vierzig waren; und bemerkte, daß sie sich doch nach ihrem Alter gesetzt hatten, obgleich sie Alle gerade in den besten Jahren der Jugend standen. Um mich zu unterhalten, brachten einige ihre Laute, und spielten und sangen, andere kamen mit ihren Hand-Trommeln, und führten die anmuthvollsten Tänze auf, wenn

lith. F. Schöner

Zu der Geschichte des dritten Kalenders, der
ein Königs-Sohn war.

die Sängerinnen schwiegen. Was mich am meisten ergötzte, war das, daß die Tänze immer dieselben Gefühle ausdrückten, die in den Liedern und ihren Weisen lebten.

Um Mitternacht wies man mir endlich ein Schlafzimmer an.

Gleich am Morgen des nächsten Tages weckte mich Gesang und Lautenspiel aus dem Schlafe. Der ganze Tag verging unter fröhlichen Scherzen, erheiternden Spielen, Schmausen, Gesang und Tanz. Und so wechselte jeder Tag mit neuen Lustbarkeiten ab. Ein ganzes Jahr verging, ohne daß eine Stunde in langweiliger Einförmigkeit hingegangen, ohne daß die Fröhlichkeit Aller auch nur auf Augenblicke gestört worden wäre.

Am ersten Morgen des zweiten Jahres erschienen die vierzig Jungfrauen aber mit verweinten Augen, und nahmen mit vielen Thränen Abschied. „Lebt wohl!“ sprachen sie, indem mir eine um die andere die Hand reichte, „lebt wohl, Prinz Agib! „wir müssen von Euch scheiden.“

Ihre Betrübniß ging mir sehr zu Herzen. Ich fragte sie nach der Ursache; ob ich vielleicht unwissend durch mein Betragen die Veranlassung geworden wäre, allein ich erhielt keine Antwort darauf, als diese: „Wir sind nur darum betrübt, weil „wir Euch verlassen müssen, und Euch wahrscheinlich nicht mehr „finden, wenn wir nach vierzig Tagen wieder zurückkehren. „Gestern war ein Jahr um, seit Ihr zu uns kamet, und darum „müssen wir heute nach unserm Gesetze auf vierzig Tage verreisen. Hier übergeben wir Euch darum die Schlüssel zu den hundert Thüren, damit Ihr während unserer Abwesenheit Unterhaltung finden möget. Unter diesen Schlüsseln ist auch ein „goldener Schlüssel, der die goldene Thüre öffnet. Diese dürft „Ihr aber nicht eröffnen, wenn Ihr Euch nicht selbst großen „Schaden zufügen wollt. Traut Ihr Euch aber nicht Enthaltsamkeit genug zu, so laßt uns lieber den Schlüssel mitnehmen. „Wir müssen dann freilich achtzig Tage ausbleiben, aber Euch „kann doch alsdann kein Schaden zustoßen, wenn Ihr etwa „versucht werden solltet, die goldene Thür zu öffnen.“

Da griff ich aber hastig nach den Schlüsseln, und packte zuerst den goldenen: „Nein,“ sprach ich, „um das Glück eures „angenehmen Umganges früher wieder zu genießen, werde ich „diesen Schlüssel gewiß nicht von mir lassen. Wenn ihr denn „scheiden müßt, so gehet hin, und vertrauet auf meine Enthaltsamkeit, wie ich ihr vertraue. War ich so lange hier, ohne eine „einzige der hundert Thüren geöffnet zu sehen, so werde ich doch „auch noch vierzig Tage leben können, ohne gerade die einzige „goldene zu öffnen.“

Die Jungfrauen erhoben aber bei diesen Worten ein noch viel kläglicheres Weinen, als vorher, und verschwanden. Ich aber lachte in meinem Herzen über die unnöthige Aengstlichkeit,

und befestigte in mir den Vorsatz, den goldenen Schlüssel nie zu gebrauchen.

Da ich aber nach dem zerstreuungsvollen Leben, das ich bisher geführt hatte, die Einsamkeit doch bald unerträglich fand, so nahm ich den ersten der Schlüssel, deren Gebrauch mir erlaubt war, und öffnete die eine der Thüren. Ein schmaler Gang führte mich unter dem Gebäude durch, und jenseits trat ich in einen Obstgarten, der mich durch seine bewunderungswürdige Anordnung, durch den schönen Wuchs der Bäume und durch die Mannigfaltigkeit und Größe des Obstes in das größeste Staunen setzte. Zu jedem der Bäume führte eine besondere mit bunten Steinchen belegte Rinne so viel Wasser, als er gerade zu seiner Erfrischung und Nahrung bedurfte.

Ich lustwandelte lange in diesem herrlichen Garten, und brach manche von den köstlichen Früchten der reichbehängten Obstbäume; auch würde ich ihn nicht so bald wieder verlassen haben, wenn mich die wunderbare Herrlichkeit dieses Gartens nicht hätte vermuthen lassen, daß die übrigen Thüren vielleicht noch größere Wunder verbergen könnten.

Als ich die zweite Thür öffnete, führte mich ein ähnlicher Gang in einen Blumengarten, in welchem die Blumen aller Jahreszeiten und der verschiedensten Himmelsstriche neben einander in seltener Ueppigkeit blüheten. Sie waren nicht nach den verschiedenen Arten, nicht nach ihrem gleichen Vaterlande, nicht nach dem Bedürfnisse desselben Bodens oder gleicher Pflege geordnet; sondern wie man verschiedene gepflückte Blumen zu einem das Auge entzückenden Strauße phantastisch ordnet, waren sie auch hier in lieblichen Schattirungen neben einander gereihet. Die Mauern des Gartens waren ringsum mit den schönsten blühenden Büschen aller Art umkleidet. Die Luft war mit den süßesten Düften angefüllt.

Durch die dritte Thür trat ich in ein sehr geräumiges und prachtvolles Vogelhaus ein. Die Wände waren mit Spiegeln bekleidet; der Boden war aus verschiedenfarbigen Marmorplättchen zusammengesetzt. Die Futter- und Wassertröge waren aus Jaspis und Achat, in den Ecken standen in mehreren Marmor-Töpfen Bäume und Sträucher, die mit ihrem dichten Laube ein Gebüsche bildeten, auf welchem eine unzählige Menge der lieblichsten Singvögel und der buntesten andern Vögel ihren Sitz hatte. Am wunderbarsten schien mir aber, daß ich auch hier nicht die mindeste Unreinlichkeit bemerkte, wie ich auch weder in dem Blumengarten, noch in dem Obstgarten das geringste Unkraut gesehen hatte. Und doch traf ich auch nirgend Jemand an, der diese Reinlichkeit besorgt hätte.

Ueber der Betrachtung aller der Wunder, welche diese drei Thüren verschloßen, war der Tag hingegangen. Gleich am folgenden Tage öffnete ich die vierte Thür. Ich trat durch den

Gang in einen großen Hof, der wieder mit einem eigenen großen Gebäude von bewundernswürdiger Bauart eingeschlossen war. Ich zählte vierzig Thüren, wovon eine jede in eine besondere Schatzkammer führte, deren Reichthum alle Schätze der Erde aufwägen konnte. In der einen dieser Schatzkammern lagen die köstlichsten morgenländischen Perlen aufgehäuft, wovon schon eine einzige von unschätzbarem Werthe war; denn sie hatten meist die Größe eines Taubeneies. Eine zweite Kammer war mit Diamanten und Rubinen angefüllt; eine dritte mit Smaragden und Hyazinthen; eine andere mit Opalen; eine andere mit Berill; andere mit Topasen, Türkisen, Chrysoberillen, Amethisten, Granaten und andern kostbaren Steinen. Eine andere Kammer enthielt lauter Goldbarren, eine andere Silberbarren, noch eine andere war voll gemünzten Goldes, andere voll gemünzten Silbers, u. s. fort. Kurz, ich behaupte, daß sich kein Sterblicher einen Begriff von dem Reichthum dieser Schatzkammern machen kann, als wer sie selbst gesehen.

Achtes Kapitel.

Die übrigen Thüren verschloßen auch immer etwas Neues, das an wunderbarer Pracht in seiner Art den früher gesehenen Dingen gleich kam. Neun und dreißig Tage brachte ich damit zu, bis ich Alles gesehen hatte, was die neun und neunzig Thüren verschloßen, die ich eröffnen durfte. Der vierzigste Tag war angebrochen, und ich durfte nun nur noch an ihm der leidigen Neugier widerstehen, so kamen am andern Morgen die königlichen Jungfrauen wieder, und ich hätte in ihrem angenehmen Umgange reichen Ersatz für meine Enthaltsamkeit gefunden.

Ich hatte bei dem Abschiede der Jungfrauen so fest auf meine Enthaltsamkeit vertraut; aber ach, wie schwach war ich doch! „Was mag diese goldene Thür denn in aller Welt noch verschließen?“ dachte ich bei mir. „Die neun und neunzig Thüren haben schon alle Vorstellung überstiegen; sollte die goldene Thür, als die kostbarste, wohl auch das seltenste Wunder verschließen? Und warum sollte ich dieses nicht sehen dürfen? Ich will vorsichtig seyn, will nur durch die Thür einen Blick hinein werfen. Wenn ich die Thür blos öffne, wird mir doch nicht etwa irgend ein Ungethüm entgegen fahren.“

So beruhigte und täuschte ich mich selbst. Ich ergriff den verwünschten Schlüssel und öffnete die Thür. Alsbald drang mir ein lieblicher, aber so betäubender Duft entgegen, daß ich bewußtlos davon niedersank. Als ich wieder zu mir selbst kam, trieb mich die leidige Neugier, zu untersuchen, was diesen angenehmen und doch so betäubenden Duft verursacht habe. Statt durch dies Ereigniß abgeschreckt zu werden, trat ich durch die verbotene Thür ein.

Ich kam in eine hochgewölbte Halle. Der Boden war mit Safran bestreut, und auf zwölf goldenen Leuchtern brannten wohlduftende Kerzen, welche hinlängliches Licht verbreiteten. Mancherlei war da, was meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Vor Allem aber mußte ich ein großes schwarzes Pferd bewundern, das alle andern Pferde, die ich je gesehen, an Wohlgestalt übertraf. Ich hatte nun meine Neugier befriedigt, und hätte mich mit dem, was ich gesehen hatte, begnügen sollen. Allein die Neugier gleicht einem Feuer. Je mehr man sie nährt, desto weiter greift sie um sich.

Um das treffliche Pferd in der Nähe zu sehen, trat ich an seine Krippe. Sie war auf der einen Seite mit Gerste und Sesam, auf der andern mit Rosenwasser gefüllt. Es wunderte mich, daß es mit Sattel und Zaum versehen war; ich ergriff es beim Zügel, und ward durch meine Sicherheit so verwegen, daß ich es hinaus führte und mich auf den Sattel schwang, um es zur Kurzweile ein wenig im Hofe herum zu tummeln.

Das Pferd bewegte sich aber, trotz meines ermunternden Zurufes, nicht von der Stelle. Ich ergriff darum die Reitgerte, die neben am Sattel hing, und versetzte ihm mit derselben einen Schlag. Da faltete es auf einmal ein Paar Flügel aus, die ich zuvor nicht bemerkt hatte, und schwang sich damit in raschem Fluge zu den Wolken empor. Ich sorgte nur, mich mit Händen und Füßen fest zu halten, und blieb glücklicher Weise im Sattel.

Als es endlich seinen Flug wieder zur Erde lenkte, blieb es auf dem flachen Dache eines Palastes stehen. Ehe ich Zeit gewann, abzusteigen, schüttelte es sich so gewaltig, daß ich rückwärts herunter stürzte; und indem es die Flügel wieder ausbreitete und wegflog, schlug es mir mit der Spitze seines langbehaarten Schweifes das rechte Auge aus.

Zu spät war nun meine Reue; zu spät verwünschte ich meine Neugier, und mein thörichtes Vertrauen auf meine Enthaltsamkeit; zu spät dachte ich nun an die Warnung der zehn einäugigen Jünglinge. Mein Auge rann mir unter großen Schmerzen aus. Ich hielt es mit der Hand zu. Endlich stieg ich von dem flachen Dache in den Palast hinab, und trat durch die erste offene Thür ein. Wie groß war aber mein Erstaunen! ich befand mich in dem wohlbekannten Saale des kupfernen Schlosses der zehn einäugigen Jünglinge.

Ich war noch nicht lange da, so kamen auch die Jünglinge mit dem Greise. Sie wunderten sich gar nicht über meine Wiederkunft, und eben so wenig über den Verlust meines rechten Auges, sondern sahen das so an, als ob es so hätte kommen müssen. Sie bewillkommten mich indessen recht herzlich, und trösteten mich über mein Unglück. „Unglücksgenossen zu haben," sprachen sie, „ist zwar ein sehr schlechter Trost; indessen ist es „doch wohlthuend zu wissen, daß man nicht allein von einem

„traurigen Schicksale verfolgt wird. Und in diesem Betracht „könnt Ihr Euch mit uns trösten; denn wir haben auch Alle „erfahren, was Ihr erfahren habt."

Sie bedauerten, daß sie mich nicht bei sich aufnehmen konnten, um mich mit ihnen in gleicher Buße zu üben, und riethen mir, zu dem großen Harun al Raschid nach Bagdad zu gehen, weil sich hier mein Schicksal entscheiden würde.

Ich habe sehr lange Zeit auf dieser Reise zugebracht, und mir unterweges Bart und Augenbraunen scheeren lassen, und die Kleidung eines Kalenders angenommen. Beim Einbruche der Nacht kam ich heute endlich an einem Thore der Stadt Bagdad an, und traf zufällig mit diesen beiden Kalendern zusammen, die ebenfalls einäugig und so fremd in der Stadt sind, wie ich. Um noch ein Obdach zu finden, klopfte ich mit ihnen an Eurer Thüre an, und Ihr habt uns freundlich aufgenommen.

Dies ist meine Geschichte.

Fortsetzung der Geschichte von dem nächtlichen Abenteuer des Kalifen Harun al Raschid mit den drei Kalendern und fünf Frauen.

Als die drei Kalender ihre wunderbaren Geschichten erzählt hatten, sagte Zobeïde: „Wohlan, ich gebe auch Euch Eure Frei- „heit. Geht, wohin es Euch beliebt." Einer derselben aber sprach bittend: „Vergebt uns, wenn wir Euch um die Huld „ersuchen, uns hier zu lassen, um auch die Erzählungen dieser „drei Kaufleute mit anzuhören." Zobeïde erlaubte es, und wandte sich nun zu dem Kalifen und seinen beiden Begleitern, und hieß sie ihre Geschichte erzählen. Der Großwessir Giafar nahm sogleich wieder das Wort. „Edle Frau," sprach er, „um Euer „Begehren zu erfüllen, dürfen wir nur wiederholen, was wir „schon gesagt haben, als wir Euch um Aufnahme baten. Wir „sind drei wohlhabende Kaufleute aus Mossul. Unser früheres „Leben floß uns so gleichförmig dahin, daß wir Euch davon „nichts erzählen können, was Eurer Aufmerksamkeit werth wäre. „Vor zehn Tagen kamen wir hierher nach Bagdad, und legten „unsere Waaren in einem Khane nieder, wo wir auch für uns „Herberge fanden. Heute waren wir aber bei einem Kaufmanne „zu Gaste, bei dem wir uns etwas verspäteten. Er wollte uns „einen Diener mitgeben, der uns nach unserm Khane zurück- „führen sollte; wir nahmen ihn aber nicht an, weil wir uns „schon selbst nach Hause zu finden hofften. Nun verfehlten wir „aber gleich anfänglich die Richtung; den Namen unsers Straßen- „Viertels wissen wir nicht, und konnten uns darum auch nicht „bei den Begegnenden erkundigen. Und so liefen wir eine gute „Weile in den Straßen der weitläuftigen Stadt umher. Da wir

„zuletzt keine Hoffnung mehr haben konnten, uns zurecht zu „finden, und die Einzigen waren, die noch außer den Häusern „herum irrten, fürchteten wir, einer Wache in die Hände zu „laufen, und als Nachtschwärmer behandelt zu werden. Als wir „darum in Euerm Hause noch Licht sahen, und Euch singen „und lachen hörten, entschloßen wir uns, hier um Obdach zu „bitten. Dies ist unsere einfache Geschichte."

Zobeïde schien zu merken, daß diese Erzählung erdichtet war, und besann sich, was sie thun sollte. Da baten aber die drei Kalender, sie möchte doch den drei Kaufleuten dieselbe Gnade erzeigen, wie ihnen. „So sey es denn!" sprach sie; „aber," fuhr sie mit Ernste fort, „auf der Stelle müsset ihr Alle dieses „Haus verlassen." Sie entfernten sich sogleich ohne die geringste Widerrede.

Als die Pforte des Hauses hinter ihnen geschlossen war, lief der Lastträger sogleich von den Andern weg und eilte nach Hause. Harun al Raschid aber wandte sich zu den Kalendern und fragte sie, was sie nun anfangen wollten, da es noch nicht Tag sey. Sie wußten es selbst nicht. Da sprach der Kalif: „So folget „uns nach, wir wollen Euch schon Obdach geben." Er sprach hierauf insgeheim zu seinem Großwessir: „Nimm sie mit dir „nach deinem Hause, und morgen führe sie zu mir, daß ich ihre „merkwürdigen Geschichten aufschreiben lasse." Und Giafar gehorchte seinem Herrn.

Als der Großwessir am nächsten Morgen zu dem Kalifen kam, saß er schon in dem Saale, worin er die gewöhnlichen Rathsversammlungen hielt, auf dem Throne. „Ich habe die „ganze Nacht nicht mehr schlafen können," sagte Harun al Raschid. „Die merkwürdigen Geschichten der Kalender lagen mir „immer im Sinne; noch mehr aber beunruhigte mich das sonderbare Betragen der drei Frauen mit ihren beiden Hündinnen. „Eile darum, und führe mir diese Frauen und die Kalender so„gleich vor meinen Thron."

Giafar hätte selbst gerne Aufschluß über diese Begebenheiten gehabt; ein solcher Auftrag war ihm also sehr willkommen, und er führte ihn schnell aus. Denn kaum war eine Stunde verflossen, so erschien er schon wieder. Die drei Frauen folgten ihm, dicht verhüllt in große Schleier, und hinter ihnen kamen die drei einäugigen Kalender. Wegen der anwesenden Hofbedienten beobachtete der Kalif die herkömmliche Sitte des Wohlstandes, und ließ die Frauen hinter einem Vorhange niedersitzen, der den Eingang nach einem andern Gemache verdeckte.

Als sie sich niedergesetzt hatten, redete er sie so an: „Ihr „drei sonderbaren Frauen, Ihr werdet vielleicht glauben, ich „habe Euch rufen lassen, um Rache an Euch zu nehmen, wenn „ich sage, daß ich einer der drei Kaufleute bin, die Ihr diese „Nacht anfänglich zwar gastfreundlich unter Euerm Dache auf-

„genommen habt, nachher aber durch Eure Sclaven zu tödten „drohtet. Fürchtet aber nichts. Ich werde mich immer mit „Achtung an die Mäßigung erinnern, mit der Ihr uns doch „auch nach unserer Unhöflichkeit behandelt habt. Damals war „ich nur ein Kaufmann; jetzt bin ich aber wieder Harun al Ra„schid, der siebente Kalif des glorreichen Hauses Abbas, das „die Stelle unsers großen Propheten vertritt. Und als solcher „habe ich Euch fordern lassen, um zu erfahren, wer Ihr seyd, „warum Ihr die schwarzen Hündinnen so sehr mißhandeltet, „und darauf wieder so zärtliche Liebkosungen an die unreinen „Thiere verschwendetet. Sodann verlange ich zu wissen, warum „die eine von Euch mit so schrecklichen Narben am Halse und „auf der Brust entstellt ist; auch warum die dritte einen so großen „Thränenstrom über die smaragdenen Feigen ergossen hat."

Nach herkömmlicher Sitte wiederholte der Großwessir diese Fragen des Kalifen mit lauter, feierlicher Stimme. Zobeïde nahm das Wort und sprach: um diese Fragen zu beantworten, müßte sie für sich und ihre Schwestern um die Erlaubniß bitten, ihre wunderbaren Schicksale zu erzählen. „Ich gebe Euch nicht „nur hierzu die gebetene Erlaubniß," antwortete der Kalif, „sondern ich befehle es Euch, mir ausführlich Eure Geschichten „zu erzählen."

Sie erzählten hierauf also.

V.

Die Lebensgeschichte der Zobeïde.

Erstes Kapitel.

Ich bin die mittlere von fünf Schwestern. Mein Name ist Zobeïde. Die beiden schwarzen Hündinnen, welche Ihr bei uns gesehen, sind meine leiblichen Schwestern; aber die beiden hier gegenwärtigen Frauen sind unsere Halbschwestern, Amine und Safie, die Töchter einer Stiefmutter.

Nach unsers Vaters Tode ward sein Vermögen unter uns getheilt, unsere Halbschwestern, Amine und Safie, trennten sich von uns und zogen mit ihrer Mutter, und ich wohnte mit meinen beiden Schwestern zusammen. Wir konnten sehr anständig leben, denn jede von uns besaß doch ein Vermögen von tausend Zechinen, und wir verdienten dazu noch durch die Pflege der Seidenwürmer jährlich eine für unsere Bedürfnisse sehr ansehnliche Summe.

Bald verheiratheten sich aber meine beiden ältern Schwestern, und zogen mit ihren Männern von dannen. Es waren aber noch keine zwei Jahre seit ihrem Wegzuge verflossen, als meine älteste Schwester eines Tages ganz unvermuthet in dem

bejammernswerthesten Zustande, einer Bettlerin gleich, zu mir nach Bagdad zurück kam. Ihr Mann war mit ihr nach Afrika gezogen, hatte dort ein wüstes Leben geführt, und sie zuletzt, nachdem er ihr zugebrachtes Vermögen durchgebracht, von sich gejagt. Auf ihrer langen und mühseligen Rückreise nach Bagdad hatte sie so viel Ungemach erduldet, daß mich ein solches Elend bei einer Fremden zum Mitleid bewegt hätte, geschweige denn bei meiner Schwester.

Ich nahm sie liebevoll auf, bereitete ihr ein Bad, gab ihr von meinen eigenen Kleidern, und behielt sie bei mir. Durch meinen Fleiß hatte ich mein Erbtheil schon bedeutend vermehrt, und wir lebten in genügsamer Eintracht einige Monate beisammen.

Von unserer andern Schwester hatten wir seit ihrem Wegzuge gar nichts mehr gehört, und wir sprachen oft von ihr, und wünschten etwas von ihrem Leben zu erfahren. Da kam auch sie eines Tages unvermuthet in demselben ärmlichen Aufzuge an, wie meine älteste Schwester. Ihr Mann hatte ihr ebenfalls ihr Vermögen verschwelgt, und sie nach mancher übeln Behandlung von sich verstoßen. Ich nahm sie mit gleicher Liebe in meine Wohnung auf, und theilte mein Vermögen und meinen Erwerb mit ihnen in schwesterlicher Treue.

Nach einiger Zeit merkte ich, daß meine Schwestern beide etwas gegen mich auf dem Herzen hatten. Ich redete mit ihnen, und sie äußerten mir ihre Besorgniß, sie möchten mir auf die Länge zur Last fallen. Ich versicherte sie, daß ich eine große Seligkeit darin fände, den Segen, den mir Gott bescherte, mit ihnen zu theilen, und versicherte sie, daß wir auf die bisher gewohnte Weise ohne Nahrungssorgen forthin leben könnten.

Sie versicherten mich aber, daß es für sie ein demüthigendes Gefühl wäre, sich von dem sauern Erwerbe der jüngern Schwester ernähren zu lassen, und gestanden mir, daß sie entschlossen wären, sich wieder zu verheirathen. Obgleich ich sie versicherte, daß sie durch so manche Hülfsleistungen bei der Pflege meiner Seidenwürmer und in der Haushaltung das hinlänglich verdienten, was ich ihnen zu genießen geben konnte; obgleich ich ihnen die bei ihrer ersten Ehe gemachten bittern Erfahrungen als ein warnendes Beispiel vor die Augen stellte, so bestanden sie doch auf ihrem Vorsatze, und führten ihn bald darauf aus.

Schon nach wenigen Monaten besuchten sie mich wieder. Auf meine theilnehmende Frage nach ihrer Lage erhielt ich nur betrübende Nachrichten. Sie wurden von ihren Männern aufs härteste mißhandelt, und gestanden mir mit inniger Beschämung, daß sie es sehr bereuten, meinem Rathe nicht gefolgt zu haben. „Wenn du uns noch einmal in dein Haus aufnehmen „und nur als deine Sclavinnen bei dir behalten wolltest," fügten sie hinzu, „so würden wir uns sehr glücklich schätzen, und „gewiß nicht mehr so unüberlegt handeln."

Mit schwesterlicher Liebe nahm ich sie zum zweiten Male bei mir auf, theilte, wie zuvor, mit ihnen, was mir Gott bescherte, und so lebten wir ein Jahr in ruhiger Einigkeit.

Zweites Kapitel.

Da sich mein Vermögen in dieser Zeit durch glückliches Gelingen meines Geschäftes und den Handel mit roher Seide unglaublich vermehrt hatte, kam ich auf den Gedanken, mein Glück ein Mal mit einer Seereise zu versuchen, und etwas im Handel zu wagen. Ich kaufte einen bedeutenden Waarenvorrath, und schickte ihn nach Balsora. Dann reisete ich mit meinen beiden Schwestern nach, kaufte mir in dem Hafen von Balsora ein völlig ausgerüstetes Schiff, brachte meine Waaren an Bord, und so segelten wir mit günstigem Winde ab.

Wir fuhren durch den persischen Meerbusen, und als wir die offenbare See erreicht hatten, ließ ich gegen Indien zu steuern. Nach einer Fahrt von zwanzig Tagen sahen wir Land. Wir schifften darauf zu, und entdeckten bald eine sehr große Stadt, die an dem Fuße eines hohen Berges lag.

In dem Hafen angelangt, ließ ich Anker werfen, und mich an's Land setzen. Das Thor der Stadt war sehr nahe. Indem ich darauf zuging, sah ich eine sehr starke Wache. Die Männer standen zum Theile mit ihren Stöcken, zum Theile saßen sie. Ihre braungraue Farbe und ihre Unbeweglichkeit machte mich anfänglich etwas bestürzt. Als ich aber den Muth faßte, und näher hinzu trat, sah ich, daß sie Alle versteinert waren.

Nun trat ich in die Stadt, durchwanderte etliche Gassen, und fand überall solche versteinerte Menschen in verschiedenen Stellungen, als seyen sie mitten in Lebensthätigkeit auf Einen Zauberschlag in Stein verwandelt worden. Die Buden der Kaufleute standen zum Theile offen, und die Kaufleute saßen ebenfalls versteinert bei ihren Waaren. Ich sah nach den Schornsteinen, und da diese alle nicht rauchten, schloß ich, daß auch die Häuser nur von leblosen Menschen bewohnt seyn müßten. Ich trat in einige derselben ein, und fand meine Vermuthung bestätigt. Die Bewohner waren in verschiedenen Stellungen, wie sie mit häuslichen Geschäften beschäftigt waren, in Stein verwandelt.

In der Mitte der Stadt auf dem großen Marktplatze stand ein großer Palast. Die beiden Thürflügel der großen Pforte standen offen. Sie waren ganz mit goldenen Platten belegt. Vor dem Eingang hing ein Vorhang von dem schwersten seidenen Stoffe, mit goldenem Laubwerke durchwirkt. Ueber der Pforte hing eine große goldene Lampe.

Hier hoffte ich doch endlich ein lebendes Wesen zu finden. Ich trat ein, und fand in dem Vorhof abermals nur eine ver-

steinerte Fürstenwache und versteinerte Diener. In dem zweiten Hofe fand ich's nicht besser. Allenthalben traf ich nur versteinerte Menschengestalten, überall herrschte die tiefste grauenerregende Stille.

In dem vierten Hofe sah ich die Vorderseite eines sehr geschmackvollen und reichen Gebäudes, dessen Fenstergitter alle aus schwer goldenem Laubwerke bestanden. „Wahrscheinlich," so dachte ich bei mir, „ist dies der Palast der Königin." Ich trat durch die offene Pforte ein, und sah in einem großen Vorsaale eine Sclavenwache von mehreren schwarzen Sclaven, die mit entblößten Säbeln umher standen oder saßen. Aber auch sie waren von schwarzem Steine.

Durch diesen Vorsaal trat ich in ein prachtvoll geschmücktes Zimmer. Hier saß die Königin, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, und einem Halsschmucke von Perlen, die ich noch nie von ähnlicher Größe und Schönheit gesehen habe. Aber auch die Königin war von Stein. Der Fußteppich, die Polster, Alles war aus einem kostbaren indischen Stoffe von Goldgrunde mit silbernen Bildern von Menschen und Thieren durchwirkt.

Aus diesem Zimmer kam ich in mehrere andere von gleicher Pracht, bis ich zuletzt in den Thronsaal gelangte, der alle meine Begriffe von der höchsten Pracht und dem unermeßlichsten Reichthume weit übertraf. Ganz massiv silberne Stufen führten zu dem Throne hinauf, der aufs künstlichste aus lauterem Golde gearbeitet, und mit Blumen und Laubwerk aus großen Edelsteinen von allen Farben geschmückt war. Ueber den Sitz des Thrones war eine kostbare Decke gebreitet, die aus lauter dicht aneinander gereihten Perlen bestand. Mehr als Alles dieses setzte mich aber ein helles Licht in Erstaunen, das von der hohen Rücklehne des Thrones herab leuchtete. Neugierig stieg ich hinauf, und sah, daß dieses Licht von einem Diamant ausstrahlte, der wenigstens von der Größe eines Straußeneies war. Als ich ihn herabnahm, und gegen das Fenster hielt, konnte ich seinen blitzenden Glanz nicht ertragen.

Außer vielen andern Seltenheiten, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, bemerkte ich zu jeder Seite des Thrones eine brennende Fackel. Diese Fackeln mußten doch kurz erst angezündet seyn, denn sie waren noch nicht weit abgebrannt. Es mußte also doch wenigstens noch ein lebendes Wesen hier seyn.

In diesen Gedanken ging ich durch eine Seitenthüre, und gelangte wieder in eine Reihe von Zimmern, die alle von gleicher Pracht und Schönheit waren, wie die früher gesehenen. Aus diesen Gemächern kam ich wieder in andere, und immer wieder in neue, und so vergaß ich mich ganz im Beschauen, bis mich die einbrechende Dämmerung an den Rückweg mahnte. Denn bis dahin hatte ich in der Betrachtung aller dieser Wunder das

Schiff, meine Schwestern und die Absicht meiner Reise ganz und gar vergessen.

Ich suchte einen Ausgang aus dem Palaste, eilte von Gemächern zu Gemächern, und verirrte mich zuletzt so, daß ich gar nicht mehr wußte, wohin ich mich zu wenden hatte. Die Nacht war schon längst eingebrochen, als ich mich endlich wieder in dem Thronsaale befand.

Da es nun zum Rückgange nach dem Hafen zu spät war, entschloß ich mich, bis zum Morgen hier zu bleiben. Ich setzte mich auf den Thron, und versuchte zu schlafen. Allein die tiefe Todtenstille machte mir Grauen, und das Bewußtseyn, daß ich unter so vielen leblosen Menschenbildern das einzige empfindende Wesen sey, erregte mir eine solche Furcht, daß ich nicht einzuschlafen vermochte.

Um Mitternacht hörte ich aber auf einmal die Stimme eines Mannes. Ich horchte auf, und vernahm deutlich, daß er aus dem Alkoran vorlas. Er erhob dabei die Stimme eben so, wie die Vorleser in unsern Tempeln. Da verlor sich auch meine Furcht. Ich ergriff eine der brennenden Fackeln, und wandte mich nach der Seite, wo die Stimme herkam. So ging ich durch mehrere Zimmer, und kam zuletzt vor die Thür eines Kabinets, in welchem der Lesende sitzen mußte.

Ich stellte meine Fackel mit dem Leuchter auf die Erde, und sah durch eine Oeffnung hinein. Hier gewahrte ich, wie in unsern Moscheen, eine Nische, welche die Richtung anzeigte, wohin sich der Betende wenden muß; mehrere brennende Lampen waren darin aufgehängt, und auf hohen Leuchtern brannten zwei große Wachskerzen. Auf dem Boden war ein Teppich ausgebreitet, gleich denjenigen, auf welchen wir beim Gebete zu sitzen pflegen, und auf diesem Teppiche saß ein wohlgebildeter junger Mann, und las mit großer Andacht laut in dem Alkoran, der vor ihm auf einem kleinen Pulte lag.

Neugier trieb mich hinein. Ich hätte um's Leben gerne erfahren, welches wunderbare Geheimniß hier obwalte, warum alle übrigen Menschen der großen Stadt in Stein verwandelt seyen, und warum gerade dieser einzige junge Mann am Leben erhalten worden wäre. Doch wollte ich ihn nicht gleich durch meine neugierige Frage in seiner Andacht stören, sondern wandte mich bei meinem Eintritte gegen die Nische, und that, wozu mein dankbares Herz mich trieb; ich betete mit lauter Stimme: „Gelobet seyest du, o Herr, daß du uns eine glückliche Fahrt „beschieden hast! Beschirme uns auch gnädig bis zu unserer Rück„kehr in's Vaterland, und immerdar. Erhöre mich, Herr!"

Verwundert richtete der Jüngling während dieses Gebetes seine Augen auf mich, und als ich geendet hatte, redete er mich auf bescheidene Weise an: „Ich bitte Euch, edle Jungfrau, wie „kommt Ihr in diese verwüstete Stadt, in der Gottes Zorngericht

„alle Menschen in Stein verwandelt und mich allein nur verschont hat! und wer seyd Ihr?"

Mit wenigen Worten erzählte ich ihm meine Geschichte, und was mich zur Reise bewogen, und bat ihn hierauf, dagegen auch mir zu erzählen, warum und wie sich diese wunderbare Verwandlung begeben, und wie es komme, daß er unter so vielen seltsamen Todten der einzige Lebende sey.

Er rollte vorerst sorgfältig seinen Alkoran zusammen, steckte ihn in ein kostbares Futteral, legte ihn in die Nische, und erzählte mir nun die merkwürdige Geschichte.

Drittes Kapitel.

Ich habe aus Euerm Dankgebete gehört, daß auch Ihr eine Verehrerin des alleinigen wahren Gottes seyd, und trage darum kein Bedenken, Euch ein schreckliches Beispiel von seiner Größe und Allmacht zu erzählen.

Diese Stadt ist die Hauptstadt eines mächtigen Königreiches, das mein Vater beherrschte. Aber der König, sein ganzer Hofstaat, die Bürger der Stadt und alle Unterthanen des Reiches waren Heiden und Magier, beteten das Feuer an und den Götzen Nardun, den König der Riesen, die sich wider Gott empört hatten. Ob ich gleich der Sohn solcher abgöttischen Eltern war, so hatte mich doch mein Glücksstern schon in früher Kindheit zur Erkenntniß des wahren Gottes geführt. Meine Erzieherin war der mahomedanischen Religion zugethan. Sie warnte mich oft vor dem Irrthume meiner Eltern und Landsleute, lehrte mich die arabische Schrift lesen, gab mir zur Uebung den Alkoran, und erklärte mir die Lehren des großen Propheten aufs Trefflichste. Niemand erfuhr etwas von diesem Unterrichte, selbst mein Vater nicht. Und als sie starb, hatte sich die Wahrheit der göttlichen Religion meinem Herzen so tief eingeprägt, daß ich ihr treu blieb, und den Götzendienst verabscheute.

Drei Jahre und etliche Monate mögen nun verflossen seyn, als plötzlich sich einst der Himmel mit schwarzen Wolken verdeckte. Die Blitzesschlangen zuckten in schrecklicher Durchkreuzung über die Wolkendecke hin und her, fürchterlicher Donner erscholl, und nach dem Rasen des Donners vernahm man eine Stimme, lauter als der Donner, die Worte rufen: „Verlasset den Dienst Narduns! Wendet euch ab von der „Verehrung des Feuers, und betet den einzigen allerbarmenden Gott an."

So groß der Schrecken über dieses wundervolle Ereigniß anfänglich war, so leichtsinnig vergaß man über kleinlichen Erdensorgen und Erdenfreuden bald die ernste Warnung wieder, und ein Jahr verging, ohne daß sich Jemand vom Götzendienste abgewendet hatte. Da ließ sich dieselbe Stimme wieder hören,

und obgleich sie die warnenden Worte noch lauter und donnernder sprach, blieb die Warnung doch wieder ohne Erfolg, ja sie erregte schon nicht einmal mehr so großen Schrecken, als das erstemal. Und als sie nach einem Jahre wieder gehört wurde, lachten sogar Manche in ihrem verwegenen Unglauben über sie, gleichwie über das Drohen eines unmächtigen Zürnens.

Als aber nun wieder ein Jahr verflossen war, und Niemand sich bekehrt hatte, da geschah an dem letzten Tage, zu derselben Stunde, da vorher immer die Stimme erschollen war, plötzlich ein fürchterlicher Donnerschlag, die Stimme rief: „Eure Herzen sind verstockt, ihr seyd Steine, so scheint auch, was ihr „seyd!" und zugleich waren alle Menschen zu Stein erstarrt, ein Jeder in der Stellung oder in der Lage, in der er sich gerade befand. Selbst mein Vater und meine Mutter entgingen nicht der furchtbaren Verwandlung, denn auch sie hatten sich nicht durch meine inständigsten Bitten von ihrem Götzendienste abwenden lassen.

Mich allein hat Gott mit seinem Strafgerichte verschont, und ich diene ihm seitdem nur um so eifriger. Aber ein trostloses Leben führe ich nun schon seit den Paar Monaten in trübseliger Einsamkeit. Darum danke ich dem Himmel, edle Jungfrau, daß er Euch mir zum Troste hierher geführt hat.

Der edle Anstand des Jünglings, sein sanftes und bescheidenes Wesen, vor Allem aber seine Frömmigkeit, welche von Gott selbst durch seine Verschonung war anerkannt worden, bewegten mich zur innigsten Theilnahme an seinem Schicksale. „Ja," antwortete ich, „ich glaube selbst, daß es eine Führung der göttlichen Vorsehung ist, die mich hierher gebracht hat, um Euch, „mein Prinz, Gelegenheit zu geben, einen Ort zu verlassen, der „Euch täglich und stündlich mit neuer Trauer erfüllen muß. „Mein Schiff steht zu Euerm Dienste bereit; kommt mit mir „nach Bagdad, wo Euch der Beherrscher der Gläubigen, Harun „al Raschid, der Statthalter des großen Propheten, den Ihr „verehret, mit aller Ehre aufnehmen wird."

Dieses Anerbieten nahm der junge Mann mit sichtbarer Freude an, und dankte mir zum Voraus schon für die Hülfe, die ich ihm angedeihen lassen wollte. Wir sprachen noch von unserer Einschiffung, bis der Morgen anbrach. Nun gingen wir nach dem Hafen. Meine Schwestern, der Schiffskapitän und die ganze Schiffsmannschaft waren über mein langes Ausbleiben sehr in Sorgen gewesen, und empfingen mich mit lauter Freude. Ich stellte dem Prinzen meine beiden Schwestern vor, und erzählte ihnen, warum ich nicht früher zurückgekommen war, und welches Strafgericht die unglaubigen Bewohner der Stadt getroffen hatte.

Nun brachten wir mehrere Tage zu, bis wir die mitgebrachten Waaren ausgelandet und das Schiff dagegen mit den Kost-

barkeiten aus dem Palaste beladen hatten. Wir nahmen nur das Gold und die Edelsteine, wovon sich eine solche Menge vorfand, daß wir das ganze Schiff völlig damit beladen konnten. Vieles mußten wir noch zurücklassen, und für die unendliche Menge Silbergeschirr fehlte es ohnehin an Raum.

Endlich war das Schiff beladen, mit Wasser und neuen Lebensmitteln hinlänglich versorgt, und wir gingen mit günstigem Winde unter Segel. Unsere Fahrt war sehr angenehm, und die Stunden flogen in unterhaltenden Gesprächen zwischen dem Prinzen, meinen Schwestern und mir eben so schnell hin, als unser Schiff mit vollen Segeln den heimathlichen Ufern zuflog. Der Prinz ward mir täglich theurer, und als mich meine Schwestern einst fragten, was wir denn in Bagdad mit ihm machen wollten, gestand ich ihnen unverholen, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn mich dieser edle junge Mann zur Gemahlin nehmen wollte.

Meine Schwestern hatten schon längst bemerkt, daß mich der Prinz mit ausgezeichneter Hochachtung behandelte, und sich mehr und lieber mit mir unterhielt, als mit ihnen, sie hatten mich deßhalb seit einigen Tagen nur mit Mißgunst betrachtet. Als ich ihnen nun gar meinen Wunsch nicht verhehlte, daß ich gerne seine Gemahlin werden möchte, erregte schon der bloße Gedanke, daß der Prinz mit seinen großen Reichthümern mein Gemahl werden könnte, ihre Mißgunst und Eifersucht so sehr, daß sie uns Beide in der nächsten Nacht in das Meer warfen.

Der Prinz ertrank. Mich schwemmte eine Woge weithin, und so kam ich auf eine Stelle, die so seicht war, daß ich den Grund unter mir fühlte. Ich richtete mich auf, und reichte gerade mit dem Kopfe über das Wasser hinaus. In der Dunkelheit gewahrte ich vor mir einen schwarzen Streif, den ich für Land hielt. Indem ich darauf zu ging, ward das Wasser immer seichter, und bald trat ich ganz an's Land. Als der Tag anbrach, sah ich, daß ich auf einer kleinen unbewohnten Insel des persischen Meerbusens war, die ungefähr zwanzig Seemeilen von Balsora entfernt liegt.

Meine Kleider waren bald getrocknet, einige fruchtbare Bäume boten mir Lebensmittel, eine frische Quelle stillte meinen Durst. Ich pries mich glücklich, mein Leben auf diese Weise erhalten zu haben, und es für die Zukunft doch gesichert zu sehen. Auch wußte ich aus eigener Erfahrung, daß alle von Balsora kommenden oder dahin zurückkehrenden Schiffe nahe an dieser Insel vorbeifahren müssen, und konnte darum mit Zuversicht auf meine baldige Erlösung rechnen. — Wie ich in das Meer gekommen war, wußte ich aber nicht, da mich meine Schwestern im Schlafe über das Verdeck hinab geworfen hatten.

Viertes Kapitel.

Noch an demselben Tage saß ich in dem Schatten eines dichtbelaubten Baumes. Da erblickte ich auf einmal eine geflügelte Schlange, die von einer andern, weit größern Schlange durch die Luft verfolgt wurde. Endlich hatte diese größere Schlange die kleinere eingeholt, und packte sie beim Schwanze, gleich als wenn sie sie mit ihrem großen Rachen verschlingen wollte. Ich fühlte Mitleid mit der verfolgten Schlange, ergriff einen Stein und warf nach der Verfolgerin. Glücklicher Weise traf ich sie auch so kräftig an den Kopf, daß sie todt herab fiel. Die befreite Schlange sah auf mich herab, und flog dann mit Blitzesschnelle davon.

Bald darauf schlief ich ein. Als ich erwachte, saß eine Frau von kohlschwarzer Gesichtsfarbe bei mir, und hielt zwei schwarze Hündinnen an einem Stricke zusammen gekoppelt. Auf meine Frage, wer sie sey, sagte sie mir: „Ich bin die Schlange, die „du durch einen glücklichen Steinwurf von ihrem grausamsten „Feinde befreit hast; aber hier ist auch schon der Lohn für diese „Wohlthat."

Ich sagte ihr, daß ich mich freue, ihr unwissend einen angenehmen Dienst erwiesen zu haben; indessen danke ich ihr für diese Hunde, die ich durchaus nicht brauchen konnte, und eher für eine Last, als für einen Lohn ansehen müßte.

„Höre mich erst," sprach sie weiter, „und du wirst diese „Hündinnen nehmen! Wisse dann: ich bin eine Fee. Als du „mich befreit hattest, sah ich dich an, und wußte dein ganzes „Mißgeschick, das du vielleicht selbst nicht ganz kennst. Deine „beiden neidischen und eifersüchtigen Schwestern haben dich und „den Prinzen in der verflossenen Nacht im Schlafe über das „Verdeck deines Schiffes hinab geworfen. Dich hat ein glückli„ches Ungefähr an diese Küste geführt; der Prinz ist ertrunken. „Aber deine beiden Schwestern freuten sich ihres gelungenen An„schlages in der Stille, während sie sich beim Schiffsvolke stell„ten, als seyen sie sehr um euer Schicksal in zweifelhafter Be„kümmerniß. In Bagdad wollten sie sich dann, als deine „nächsten Erben, der ganzen reichen Schiffsladung bemeistern. „Ich habe ihnen aber eben diese Freude verdorben. Das Schiff „ließ ich von meinen dienstbaren Genieen in den Hafen von „Balsora bringen, die Waaren stehen schon in deinen Gewölben „in Bagdad aufgeschichtet, und ich habe deine beiden Schwe„stern für ihren schwarzen Undank in diese schwarzen Hündin„nen verwandelt."

Ehe ich von meinem Staunen über diese Nachrichten zu mir selbst gekommen war, umschlang mich die Fee mit einem Arm, in den andern faßte sie die beiden Hündinnen, rief: „Nach „Bagdad!" und im nächsten Augenblicke stand sie mit uns in

meiner Wohnung. Sie zeigte mir alle meine Schätze, die schon völlig geordnet dastanden, und übergab mir die beiden Hündinnen. Ich bat sie, ihnen ihre vorige Gestalt wieder zu schenken; allein sie sprach mit großem Ernste: „Nein! ihre Strafe ist „noch zu gering. Jeden Abend mußt du jeder dieser Hündinnen hundert Streiche mit einer Ruthe geben. Wagst du es, „dies zu unterlassen, ja gibst du ihnen absichtlich auch nur einen „Streich zu wenig, so wirst du auf der Stelle in ein ähnliches „Thier verwandelt. Hüte dich vor Ungehorsam!“ Mit diesen Worten verschwand sie.

Seit dieser Zeit erfülle ich jeden Abend den Auftrag der Fee. Mit tiefem Seelenschmerze und dem größten Widerwillen mißhandle ich die mir so nahe verwandten Thiere so grausam, und glaube, daß ich bei der Erfüllung dieser Pflicht eher Mitleid als Tadel verdiene.

Was sonst in meiner Geschichte noch eines Aufschlusses bedarf, wird die Geschichte meiner Schwester Amine ergänzen.

VI.

Die Lebensgeschichte der Amine.

Nach unsers Vaters Tode bezog meine Mutter mit mir und meiner Schwester Safie ein eigenes Haus, und wir hörten wenig oder nichts mehr von unsern Halbschwestern. Ich verheirathete mich bald an einen sehr reichen Mann in dieser Stadt, der aber schon in dem ersten Jahre unserer Ehe starb, und mich in dem Besitze seines Vermögens zurückließ, das sich auf neunzig tausend Zechinen belief.

Da ich ihn nicht gerade aus besonderer Neigung genommen hatte, tröstete ich mich in dem Besitze dieses Reichthums sehr leicht über seinen Tod, und schon in den ersten sechs Monaten der Trauer war ich auf die Anschaffung mehrerer prächtiger Kleider bedacht. Ich ließ mir zehn Kleider von solcher Pracht und Kostbarkeit machen, daß mich jedes auf tausend Zechinen zu stehen kam. Und kaum war das Trauerjahr verflossen, so fing ich auch alsbald an, diese Kleider zu tragen.

Einst ward ich von einem häuslichen Geschäfte abgerufen, weil eine Frau mich allein zu sprechen wünschte. Ich ließ sie zu mir führen, und es trat eine sehr bejahrte, aber äußerst anständig gekleidete Frau herein, warf sich nieder, küßte den Boden, und redete mich hierauf, auf den Knieen liegend, mit diesen Worten an: „Meine edle, gnädige Frau! vergebt mir die Frei„heit, daß ich Euch durch meinen Besuch vielleicht störe, und

„entschuldigt die Bitte, die ich an Euch wage, mit dem Ver„trauen auf Eure Milde und Barmherzigkeit. Ich bin eine „Wittwe, und lebe mit meiner Tochter erst wenige Tage hier. „Nun fügte sich's aber, daß ich eine Gelegenheit fand, meine „Tochter anständig zu verheirathen. Heute soll das Fest der „Verbindung gefeiert werden. Da wir aber hier fremd sind, „fehlt es uns gänzlich an Bekannten, die wir zur Verherrlichung „des Festes einladen könnten. Erscheint nun von unserer Seite „gar Niemand dabei, so möchten die zahlreichen Verwandten „des Bräutigams glauben, wir seyen verachtete niedrige Leute; „darum bitte ich Euch, edle Frau, inständigst, Ihr möget uns „die Gnade erzeigen, und das Fest mit Eurer Gegenwart beeh„ren. Ich versichere Euch dagegen aufs Heiligste, daß Ihr Euch „und Eurem Stande dadurch nichts vergebet; es soll Alles an„ständig und Eurer nicht unwürdig seyn."

Sie sprach so gerührt, und bat mich noch so dringend, daß ich es für Menschenpflicht hielt, ihren Bitten zu willfahren. Sie dankte mir hochentzückt über meine Bereitwilligkeit, und versprach, mich am Abend abzuholen.

Ich kleidete mich in eines meiner kostbaren Gewande, schmückte mich mit einem Halsschmuck von großen Perlen, mit prächtigen Armbändern, Ringen und Ohrgehängen von den schönsten Diamanten, und erwartete ruhig ihre Ankunft. Es stieg keine Ahnung von dem, was mir begegnen sollte, in mir auf.

Sie kam, als es schon sehr dämmerig war. Ich ging mit ihr, und eine große Zahl meiner Sclavinnen folgte uns in ihrem kostbarsten Anzuge. Nachdem wir mehrere Straßen durchwandert hatten, kamen wir auf einen sehr breiten Platz, der äußerst reinlich gefegt, und von ansehnlichen Palästen umschlossen war. Wir blieben an dem großen Thore des größten dieser Paläste stehen, meine Begleiterin klopfte an, zwei Thorhüter öffneten schnell die beiden Thorflügel, und wir traten in einen sehr schönen Vorhof und aus diesem in einen großen Saal. Hier kam mir eine Jungfrau von ausnehmender Schönheit entgegen, und umarmte mich zärtlich.

Sie führte mich auf einen Sitz, der einem Thron ähnlich, von dem kostbarsten Holze verfertigt, rings mit Edelsteinen eingefaßt war, und über dessen Polster sich die kostbarsten Gewebe ausbreiteten. Als wir hier neben einander saßen, redete sie mich also an: „Edle Frau, verzeiht die List, mit welcher wir Euch „hierher gelockt haben. Ich habe einen Bruder, der unter den „jungen Männern seines Alters weit den Vorzug verdient an „Schönheit und jeglicher Tugend. Dieser hat von Euch gehört, „wie auch Ihr unter allen Frauen dieser Stadt ein Muster jeder „Tugend und Liebenswürdigkeit seyd, und seitdem geht der höchste „Wunsch seines Herzens nur darauf, Ihr möchtet ihn Eurer „würdig finden, und seine Gemahlin werden. Er kennt Euern

„Werth und Euern Stand; aber seyd versichert, daß auch er in „keiner Rücksicht Eurer unwerth ist. Man hat Euch zu einer „Hochzeit zu Gaste gebeten; möge aber der Himmel Euern Entschluß lenken, daß ich nun als Gast dem Feste Eurer Verbindung mit meinem Bruder beiwohnen könne.“

Betroffen schwieg ich eine Weile. Da fuhr die Jungfrau fort: „Ihr sollt nicht entscheiden, ehe Ihr auch meinen Bruder „gesehen und mit ihm gesprochen habt.“ Sie klatschte in die Hände, und aus einem Kabinet trat ein Mann von großer männlicher Schönheit mit edelm Anstande und in kostbarer Kleidung herein. Er begrüßte mich mit Ehrerbietung, und setzte sich neben mich. Seine Unterhaltung war äußerst angenehm, und ich fühlte, daß mich eine Verbindung und der Umgang mit einem solchen Manne sehr beglücken würde. Die Jungfrau merkte das, und klatschte abermal in die Hände. Da trat ein Kadi mit vier Zeugen herein. Er schrieb die Ehestiftung, und ließ sie von allen Anwesenden unterzeichnen.

So war ich ganz unvermuthet Frau eines edeln Mannes geworden, und spielte die Hauptrolle bei dem Feste, zu welchem ich blos als Gast eingeladen war. Die einzige Bedingung, unter welcher mir mein neuer Gemahl die beste Behandlung versprach, und die er von dem Kadi in den Stiftungsbrief unserer Ehe aufnehmen ließ, war die, daß ich mich nie unverschleiert vor einem andern Manne sehen lasse, und mit keinem andern Manne reden sollte, als mit ihm.

Ich lebte von nun an sehr glücklich. Mein Gemahl erwies mir alle Aufmerksamkeit, kam meinen Wünschen zuvor, beschenkte mich mit den kostbarsten Geräthen, Kleidern und Kleinodien, und verschaffte mir ein sehr angenehmes Leben.

Mein Glück dauerte aber nicht lange. Wir waren etwa einen Monat geheirathet, als ich mir von meinem Gemahle die Erlaubniß erbat, mit der Frau, die mich durch ihre Einladung in sein Haus gelockt hatte, nach dem Markte zu gehen, um mir dort ein Stück Stoff auszuwählen.

Die Frau führte mich in die Bude eines jungen und ziemlich wohlgekleideten Kaufmannes; ich setzte mich, und trug meiner Begleiterin auf, ihm zu sagen, er sollte mir seine schönsten Seidenstoffe zur Wahl vorlegen. Sie setzte mich aber auf die Probe, und verlangte, ich sollte ihm selbst sagen, was ich begehrte. Erst als ich erwiederte, es sey wider mein Eheversprechen, mit einem fremden Manne zu reden, sagte sie dem Kaufmanne, was ich wollte.

Dieser legte mir seine Stoffe vor, und ich hatte bald das Stück gewählt, das ich behalten wollte. Als ich ihn aber um den Preis fragen ließ, antwortete er: „Wenn die edle Frau „diesen Stoff kaufen will, so kann sie ihn nicht mit Golde bezahlen, denn um solchen Preis verkaufe ich ihn nicht; will sie

„mir aber erlauben, daß ich sie nur ein einziges Mal auf die „Wange küssen darf, so soll sie ihn für diese Gunst erhalten."

Da ich meiner Begleiterin unwillig sagte, sie sollte ihm seine Kühnheit verweisen, redete sie mir aber zu, ich sollte sein Begehren erfüllen; ich brauche dabei ja nicht zu sprechen, brauche den Schleier ja nicht einmal ganz abzulegen, sondern dürfe ihn ja nur ein wenig über die Wange wegschieben, und so mein Gesicht einen Augenblick hinhalten. Da mir der ausgewählte Stoff so außerordentlich wohl gefiel, und der Kaufmann durchaus keinen andern Preis forderte, war ich thöricht genug, mich durch meine alte Begleiterin überreden zu lassen. Sie stellte sich mit meinen Sclavinnen um mich herum, damit die Vorübergehenden nicht zuschauen sollten, ich lüftete den Schleier und hielt ihm das Gesicht hin. Aber er that nur, als wollte er mich küssen, und biß mich bis aufs Blut in die Wange.

Mehr vor Schrecken als vor Schmerz fiel ich in Ohnmacht. Indessen nahm der Kaufmann die Flucht. Die alte Begleiterin und meine Sclavinnen bedeckten mir die blutende Stelle mit ihren Schleiern, damit es kein Aufsehen erregte.

Als ich wieder zu mir selber kam, entschuldigte sich die erschrockene Alte sehr bei mir wegen dieses Vorfalls. „Ich bin „Schuld," sprach sie, „denn ich habe Euch zu diesem Kauf„manne geführt, der mein Landsmann ist; ich habe Euch un„besonnen zugeredet, sein Begehren zu erfüllen. Ich hätte nicht „gedacht, daß er so tückisch wäre. Aber tröstet Euch, ich habe „zu Hause ein Wundwasser, das Euch die Wunde in drei Ta„gen so heilen soll, daß man auch nicht die geringste Narbe „mehr davon sehen wird."

Sie legte mir zu Hause das Mittel sogleich auf. Mein Gemahl, der viele Geschäfte zu haben schien, war gewöhnlich bei Tage nicht zu Hause. Als er aber an jenem Abende nach Hause kam, und mein Gesicht verbunden sah, fragte er mich, was mir fehle. „Ach," antwortete ich, „es ist mir wahrscheinlich „ein Fluß in die Zähne gekommen, ich leide sehr an Zahn„schmerzen. Doch wird es wenig zu bedeuten haben."

Er meinte aber, die Zahnschmerzen könnten eher vom Blute kommen, und da tauge die wärmende Binde nicht. Und, wollte ich wohl oder übel, ich mußte die Binde ablegen. Da bemerkte er die Wunde, und fragte mich, woher sie käme. Ich scheuete mich, ihm die Wahrheit zu sagen, und sprach: „Als ich aus„ging, den Stoff zu kaufen, begegnete mir in einer engen „Straße ein Lastträger mit einem Bündel Holz, und stieß mich „mit einem vorstehenden Aste hierher."

Da ward mein Gemahl aber sehr zornig: „Wie?" sprach er, „ein Lastträger? Morgen des Tages will ich sogleich alle „Lastträger in der Stadt in Verhaft nehmen lassen, und wenn „es sich nicht zeigt, wer von ihnen der unvorsichtige Tölpel war,

„so lasse ich sie Alle zusammen aufknüpfen, damit ich den „Schuldigen doch gewiß bestrafe. Gottlob, daß ich doch die „Macht dazu habe, mich für diese unverzeihliche Unvorsichtig„keit an ihnen zu rächen.“

Ich bedachte, daß ich durch meine Lüge die Ursache an dem Tode so vieler Unschuldigen würde, und sprach darum: „Ich „bitte Euch, mein Herr und Gemahl, ladet den Tod so vieler „Unschuldigen nicht auf mein Gewissen. Ich habe mich auch „geirrt; es war ein anderer Mann, der mich stieß. Er ritt auf „einem Esel, der mit Besen beladen war, und sah auf die an„dere Seite, indem ich vorüberging, da drehte sich der Esel „schnell, und stieß mir einen Besenstiel in's Gesicht. Der Mann „ist unschuldig.“

„Was!“ fuhr aber mein Gemahl auf, „unschuldig? Warum „sieht er nicht vor sich? Was braucht er auf die Seite zu sehen? „Sobald der Morgen graut, will ich dem Großwessir Giafar „auftragen, daß er alle Besenhändler der Stadt hinrichten lasse, „wenn er nicht gerade den unvorsichtigen ausforschen kann.“

Daß ich durch meine Lüge nun an dem Tode aller Besenhändler Schuld seyn sollte, setzte mich in Angst und Verwirrung. „Mein Himmel,“ sprach ich, „es ist ja gar kein Mensch daran „Schuld, als ich selbst. Ich sah nicht auf die Erde, stolperte „über einen Stein, und fiel unglücklicher Weise gerade in eine „Glasscherbe. Seht, das ist die Ursache meiner Wunde.“

Mein Gemahl begnügte sich damit nicht. Er merkte, daß ich ihn mit der Unwahrheit hintergehen wollte, und drang nun mit Drohungen in mich, die Wahrheit zu gestehen. Da ich aber durchaus die wahre Veranlassung meiner Wunde nicht eingestehen wollte, sprach er im höchsten Unwillen: „Wohlan denn! „ich will nicht weiter in dich dringen. Sonnenklar liegt es aber „am Tage, daß du mich belogen hast. Was dich zur Lüge „zwingt, ist wahrscheinlich das Bewußtseyn deiner Schuld. Du „hast gewiß eine meiner in unserer Ehestiftung genannten For„derungen übertreten; hast gewiß mit einem Manne gespro„chen, oder ihm dein Angesicht entschleiert gezeigt. So empfange „denn die Strafe deiner Schuld.“ Zugleich klatschte er in die Hände, und es stürmten drei bewaffnete Sclaven herein.

„Nehmt diese Pflichtvergessene!“ rief er; „sie hat mir Wort „und Treue gebrochen, sie hat mich dreifach getäuscht und belo„gen. Werft sie auf die Erde; zerstückt sie mit euern Säbeln, „und werft die Stücke in den Tigerstrom, den Fischen zur Speise.“

Alsbald ergriffen mich die Sclaven, rißen mich von meinem Sitze zu Boden, und standen mit geschwungenen Säbeln vor mir. Ich erwartete jeden Augenblick den Todesstreich. Einer der Sclaven aber sprach zu mir: „Habt Ihr vor Euerm Tode „noch etwas zu verordnen, so macht's kurz, daß wir unsere „Pflicht erfüllen können.“ Ich richtete mich auf die Kniee auf,

umschlang die Kniee meines Gemahls, küßte ihm die Füße, und beschwor ihn mit Seufzern und Thränen, mir doch nicht in der Blüthe meiner Jahre das Leben zu nehmen. Er blieb aber ungerührt, und mit unerbittlicher Kälte befahl er den Sclaven, mich zu zerhauen.

In diesem Augenblick trat die Alte herein, die meine Begleiterin und die nächste Ursache meines Unglücks war. Sie beugte sich über mich und wehrte den Sclaven ab. „Nein!“ rief sie, „mit meinem Leben will ich das ihrige beschützen! Erst meinen „Leib müßt ihr zerspalten, ehe eure Schwerter den ihrigen ver„letzen.“ Und als nun die Sclaven betroffen da standen, mit gesenkten Armen, wandte sie sich zu meinem Gemahle: „Ich „war Eure Amme!“ sprach sie; „ich habe Euch mit meiner „Milch genährt, habe mit treuer Sorgfalt über Eure zarte Kind„heit gewacht: erweiset mir den Lohn für meine Treue und „Liebe, und schenkt ihr das Leben. Ich, ich bin eben so schul„dig, als sie.“

Durch diese Worte, durch ihre Thränen ward mein Gemahl gerührt: „So sey ihr um deinetwillen,“ sprach er, „das Leben „geschenkt; allein ein Denkzeichen an ihre Lüge muß sie mir „forthin tragen.“ Zugleich befahl er den Sclaven, mich mit dünnen Röhrchen zu schlagen, bis Haut und Fleisch sich von meinem Leib ablösete. Sie warfen mich nieder, und gaben mir mit den Röhrchen so viele Streiche auf die Brust und Schultern, daß das Blut davon rann, und Haut und Fleisch sich von den Knochen zu lösen begann. Besinnungslos ward ich nun in ein anderes Haus gebracht, wo mich die Alte mit vieler Sorgfalt pflegte.

Erst nach vier Monaten genas ich wieder, allein die Narben sind mir bisher unverändert auf der Brust geblieben, und werden mir leider ein stetes Denkzeichen meiner Unbesonnenheit seyn. Sobald ich ausgehen konnte, wollte ich nach meinem Hause zurückkehren, das ich von meinem ersten Gemahle geerbt hatte; allein ich fand es nicht mehr. Mein zweiter Gemahl hatte in seinem Unwillen die ganze Straße schleifen lassen, in der es lag. Alles war hier in einen Schutthaufen verwandelt. Ich hatte den Namen meines grausamen Gemahls niemals erfahren. Wenn ich ihn aber auch gewußt hätte, so durfte ich es nun nicht wagen, ihn wegen der erlittenen Mißhandlung vor Gericht zu fordern. Denn wer das thun konnte, wer eine ganze Straße ungeahndet niederreißen durfte, der mußte doch wohl unbeschränkte Gewalt haben.

Was sollte ich aber nun anfangen? Meine Mutter war indessen gestorben, meine Schwester Safie konnte ich auch nicht mehr erfragen. So nahm ich denn meine Zuflucht zu meiner Halbschwester Zobeïde, die mich mit vieler Liebe aufnahm, und bei der ich endlich auch Safien wieder fand. Sie trösteten

mich über meinen Verlust und meine Leiden, und Beide erzählten mir auch ihr sonderbares Schicksal. „Deine Leiden," sprach Zobeïde zuletzt, „sind nun überstanden; allein die meinigen „dauern täglich fort. Denn gewiß gibt es kein größeres Leid „für ein fühlendes Schwesterherz, als grausam seyn zu müssen „gegen Geschwister, welchen man ihre Schuld vergeben hat, ja „die man mit vollem Herzen lieben möchte. Allein ich bin durch „den Spruch der Fee gezwungen. Wenn ich meinen verwandelten Schwestern, den beiden Hündinnen, nicht täglich hundert Ruthenstreiche gebe, so laufe ich Gefahr, eine gleiche Verwandlung zu erleiden."

Sie nahm mich ganz zu sich auf, und ist so gut, daß sie die Wohlthat, die sie an mir thut, sich gar nicht zum Verdienst anrechnet, und mich, wenn ich je ein Wort des Dankes spreche, immer mit den Worten abweiset: „Du verdienst meinen „Dank, weil du mir die Liebe erzeigst, mir durch deinen Umgang mein Leben zu erheitern."

VII.

Die Lebensgeschichte der Safie.

Nach dem Tode unsers Vaters lebte ich mit meiner Schwester Amine einträchtig bei meiner Mutter. Da sich Amine aber bald verheirathete, und meine alte Mutter kränklich zu werden anfing, führte ich allein unsern kleinen Haushalt.

Da geschah es eines Tages, daß sie frische Feigen zu essen verlangte. Ich stellte ihr vor, daß die Zeit der Feigen schon vorüber wäre, und schlug ihr allerlei andere Obstarten vor, welche die Jahreszeit gerade darbot. Sie blieb aber hartnäckig darauf, frische Feigen wollte sie haben, sie meine, daß ihre Genesung allein von dem Genusse dieser Frucht abhinge, und wenn ich sie als Tochter liebe, so sollte ich keinen Gang nach dem Obst-Markte scheuen, um ihr diesen Wunsch zu befriedigen.

Da ich meine Mutter zärtlich liebte, widersprach ich ihr nicht weiter, sondern nahm meinen Schleier um, und ging mit der Versicherung, daß ich nicht wiederkehren würde, ohne wenigstens einige Feigen mitzubringen. Ich ging in alle Straßen, wo die Obsthändler gewöhnlich die Früchte des Landes feil bieten; ich fragte überall nach Feigen, ich durchsah alle Frucht-Körbe; allein nirgend fand ich, was ich suchte.

Ich hatte schon beschlossen, in einige der vielen großen Paläste der Stadt zu gehen, und dort zu fragen, ob man mir nicht für meine kranke Mutter aus den Vorrathskammern ein Paar Feigen geben könnte, als ich doch noch einen Mann entdeckte, der nebst andern Früchten auch ein Binsenkörbchen voll Feigen

bei sich stehen hatte. Obgleich sie sehr schlecht aussahen, kaufte ich sie doch begierig, und wandte mich eilig, um zu meiner Mutter heim zu eilen.

Es hatte sich aber während des Einkaufes ein alter ehrwürdiger Mann zu mir gestellt, ohne daß ich ihn bemerkt hatte. Dieser trat mir nun in den Weg, und sprach: „Sage mir, „meine Tochter, liebst du diese Frucht denn so sehr, weil du so „vergnügt bist mit deinem schlechten Kaufe? Sieh diese Dinge „doch einmal genau an; zur Hälfte sind sie ja faul, und die „andern sind unreif an den Stöcken eingeschrumpft. Schütte „sie doch lieber gleich auf die Straße; denn sonst taugen sie „doch zu nichts."

Ich sah meine Feigen an, und fand wohl, daß der Mann Recht hatte. Es war vielleicht nicht eine genießbar darunter. Ich gestand es ihm ein. „Aber doch," sprach ich, „kann ich „sie nicht wegwerfen, denn meine kranke Mutter sehnt sich so „sehr darnach, daß sie glaubt, nur durch den Genuß dieser „Früchte könne sie wieder genesen. Ich habe ihr versprochen, „Feigen mitzubringen, bessere sind aber keine zu finden."

Der Greis nickte bei diesen Worten beifällig mit dem Haupte, und antwortete: „Gut, meine Tochter, gut! Die menschliche „Natur ist so eingerichtet, daß sie bisweilen ein Gefühl von den „Dingen hat, die ihr heilsam sind; und oft geht sie darin siche„rer, als der erfahrenste Arzt. Es ist zu begreifen. Dieses Ge„fühl ist die Stimme des Schöpfers, die in manchen Menschen „noch vernehmlicher spricht, wie es ja auch in den Naturtrieben „der Thiere der Fall ist; und dagegen muß natürlich der schwache „menschliche Geist zurückstehen. Oft täuscht man sich aber, das „Gefühl ist oft nicht bestimmt genug; oft hält man ein bloßes „sinnliches Gelüsten für diese Stimme des Schöpfers, und be„friedigt man es blind, so befördert man dadurch wohl seinen „Tod, statt der Genesung. Glaube mir, die Kränklichkeit dei„ner Mutter ist bedenklich. Nun hat sie wohl ein Gefühl von „dem, was ihr heilsam werden könnte, allein es ist zu unbe„stimmt. Sie meint, jede Feige besitze die nöthige Heilkraft für „sie. Es ist aber nicht also. Diese Feigen würden ihren schleu„nigen Tod herbeiführen. Ich kenne aber die Feigen, die ihr „das Leben zu fristen vermögen. Diese kannst du aber freilich „hier in Bagdad nicht finden."

Das ganze Wesen des Alten flößte mir Ehrfurcht und Vertrauen ein. Ich grübelte nicht darnach, wie er, der meine Mutter nie gesehen, so genaue Kenntniß von ihrem Gesundheitszustande haben könne; sondern schüttete alsbald die schlechten Feigen auf die Straße, und bat ihn dringend, er möge mir doch sagen, wo ich die heilsamen Feigen für meine Mutter holen könnte.

„Ja, liebes Kind," antwortete er, „das geht nicht so schnell.

„Jene Feigen wachsen nicht in den Gärten dieser Stadt, son„dern jenseits des Berges Kaukasus, und das ist sehr weit von „hier. Wenn du aber den Muth hast, mir zu folgen, und alle „Mühseligkeiten der weiten Reise zu ertragen, so kannst du noch „zu rechter Zeit zurückkommen, und das Leben deiner Mutter „auf zehn Jahre fristen. Folgst du mir aber nicht, so erschöpft „sich ihre Lebenskraft schon in den ersten drei Monaten.“

Die Liebe zu meiner Mutter ließ mir hier keine Wahl. Ja ich hätte mich für die Ursache ihres Todes halten müssen, wenn ich ihr das Mittel zu ihrer Genesung nicht hätte verschaffen wollen; und ich hätte diesen Vorwurf auch verdient. Ich wollte sogleich nach Hause eilen, theils um mich zu der weiten Reise anzuschicken, theils auch um mich mit meiner Mutter über mein Vorhaben zu berathen, und zu sorgen, daß ihr während meiner Abwesenheit an ihrer Pflege nichts abgehe. Der Greis stellte mir aber vor, daß sie mich gewiß nicht würde reisen lassen, wenn ich ihr nicht bestimmt sagte, was mich dazu bewege; das konnte ich aber nicht, ohne ihr zugleich zu verrathen, in welcher Gefahr ihr Leben schwebe, und da könne ihr der Schreck über diese Nachricht eben so gefährlich werden, als ihr die schlechten Feigen geworden wären.

Er überzeugte mich dadurch, wie nothwendig es sey, mit ihm zu gehen, ohne vorher mit meiner Mutter gesprochen zu haben. Da nun aber auch eine getreue Nachbarin vorüber ging, die ganz allein in einem kleinen Hause neben dem Hause meiner Mutter wohnte, so redete ich sie an, und bat sie, meine Mutter über meine schnelle Abreise zu beruhigen, und bis zu meiner Rückkunft für ihre Pflege besorgt zu seyn. Die gute Frau versprach mir, diese Sorge gerne zu übernehmen, und ganz zu meiner Mutter in's Haus zu ziehen, bis ich wiederkehren würde.

Sehr beruhigt folgte ich nun dem Manne, der mich durch manche Straße führte, die ich bisher noch nie gesehen hatte. Endlich kamen wir vor die Stadt, wo die vielen prächtigen Gärten mit Palästen längs dem Euphrat hinab liegen. Es war Nacht geworden, und der Mond schien hell. Die Straße führte zwischen den Gärten hin, und wir gingen lange, bis mein Führer zuletzt an der Pforte eines großen Gartens stehen blieb. Er zog einen Schlüssel aus den Falten seines Gürtels und öffnete.

Anfangs gingen wir auf einem mit bunten Steinchen bestreuten Pfade zwischen üppig blühenden Blumenbeeten, von welchen die süßesten Düfte sich mit der kühlen Nachtluft vermengten. Allmählig erhoben sich zur Seite niedrige Büsche, dann höhere Sträucher und endlich Bäume, die zuletzt einen dichten Wald bildeten, und ihre Aeste über uns zu hohen Laubgewölben verflochten, die so dicht schatteten, daß kein Strahl des Vollmondes durchzudringen vermochte. Um uns und über uns aber flogen, gleich lebendig gewordenen Funken, hell leuch-

tende Insekten, und im Grase zur Seite des Pfades schimmerten mit grünlichem Lichte unzählige Glühwürmer. Diese und die fliegenden Leuchtkäfer erhellten unsern Weg aber hinlänglich.

Als wir aus dem Walde endlich heraustraten, befanden wir uns auf einem freien Platze, und gegenüber stand ein prächtiger Palast. „Hier ist meine Wohnung," sprach der Greis. „Ich „habe dich hierher geführt, um dich mit Speise und Trank für „die weitere Reise zu stärken." Ich war von dem weiten Gange müde und hungrig geworden, und folgte ihm darum gerne durch den Vorhof in den Palast.

Er führte mich in einen Vorsaal, dessen Pracht Alles übertraf, was sich meine Einbildungskraft je im Bilde vorgestellt hatte. Statt der Säulen standen zwanzig hohe Pisangbäume im Kreise umher; die Stämme waren künstlich aus dem Steine gebildet, den man Idokras nennt; die großen Blätter der Bäume waren aus Chrysopras gehauen, und legten sich in natürlicher Beugung an die Decke des Saales an, um sie zu tragen. In der Mitte des Saales befand sich ein Springbrunnen, dessen Becken eine aufgeblühete weiße Seerose vorstellte. Eine breite Stufe aus geglättetem, dunkelgrünem Marmor umgab es rings, und stellte das Blatt vor, auf welchem sich die Seerose gewöhnlich während der Zeit ihrer Blüthe über die Wasserfläche erhebt. Das Becken selbst war aus Einem Stücke des weissesten Marmors künstlich gehauen; die gelben Staubfäden bestanden aus gediegenem Golde, und ein dicker, nicht sehr hoher Wasserstrahl von wohlduftendem Rosenwasser bildete den Staubweg der Blume. Daß die übrige Einrichtung des Saales dieser Pracht entsprach, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Ehe ich mich noch von meinem Staunen erholt hatte, waren einige reichgekleidete Sclaven eingetreten. Der eine legte zwei mit reichen Decken überzogene Polster zurecht, ein anderer stellte ein Tischchen dazwischen, ein dritter stellte Früchte und Backwerk darauf, ein vierter brachte eine Flasche Wein und zwei Trinkschaalen, zwei andere machten sich an den brennenden Kerzen zu thun, um das Licht zu erhalten.

Ich mußte mich auf eines der Polster setzen, der Greis setzte sich mir gegenüber auf das andere Polster, und legte mir von den Früchten und dem Backwerke vor. Ich ließ mich nicht lange nöthigen; und, war es nun Wirkung meines Hungers, oder waren die Speisen wirklich so trefflich, ich meine, ich hätte in meinem Leben nichts Wohlschmeckenderes gegessen. Der Greis aß nichts, und als ich ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, sprach er: „Ich bedarf's nicht." Als er mir aber eine Schaale mit Wein reichte, füllte er auch eine für sich, und trank sie leer.

Ich fühlte mich wunderbar gestärkt, und der Greis mahnte mich sogleich an die weitere Reise. „Ich habe dich hier mit mei-

„nen Speisen und meinem Weine erst stärken müssen," sagte er, indem wir wieder hinaus gingen, „denn wir haben eine lange „Fahrt, für welche die gewöhnlichen Speisen nicht hinreichend „gewesen wären, und nun dürfen wir uns auch ferner nicht „mehr aufhalten."

Wir kamen an einen kleinen See, dessen ruhige Spiegelfläche vom Scheine des Vollmondes hell bestrahlet war, und nach meiner Berechnung höchstens in einer kleinen Viertelstunde auf einem Kahne durchschnitten werden konnte. Diesseits am Ufer lag ein kleines, schön geformtes Fahrzeug. Ich stieg mit meinem Führer ein. Aber kaum hatten wir uns gesetzt, und kaum hatte er die silberne Kette gelöst, mit der es an einem Pflock befestigt gewesen, so fing auch die Fläche des Sees sich schon an zu kräuseln, die Wellen walleten vor uns hin und rißen unser Fahrzeug rasch mit sich. Auf diese Weise dachte ich in wenigen Minuten am jenseitigen Ufer zu stehen; allein das Schiff flog und flog, und wir schienen uns dem jenseitigen Ufer gar nicht zu nähern; ja die Ufer neben uns und vor uns schienen sich mit jedem Augenblick zu ändern.

Der Morgen dämmerte allmählig, es ward sogar heller Tag, und wir hatten unsere Fahrt noch nicht geendigt, noch lag das Ufer in derselben Entfernung vor uns, ja ich sah es nun klar, daß sich der See, auf dem wir fuhren, zugleich mit unserm Schiffe in gerader Richtung zu fortbewegte. Die kleinen, im Wege liegenden Hügel traten ordentlich auf die Seite, wenn die Wellen daran schlugen, größere Anhöhen spalteten sich, und bildeten zur Seite hohe Felsenufer, und unsere Fahrt ging ungestört weiter und weiter. Wir näherten uns aber nach und nach einem immer höher werdenden Lande; die Ufer wurden immer steilere und steilere Felsenwände, und hingen immer mehr über, bis sie sich endlich ganz zusammen wölbten.

Ich wollte noch einmal nach dem Himmel hinaufblicken, und schaute zurück, da sah ich zu meinem noch größern Erstaunen, daß die Ufer in kleiner Entfernung hinter uns immer wieder ganz zusammen wuchsen. Ich konnte dem Greis aber meine Verwunderung darüber nicht bezeigen, denn die Fahrt ging immer schneller und schneller, daß mir zum Sprechen der Athem gefehlt hätte. Auch saß der Greis so ernst und schaute so gespannt vor sich hin in die dunkle Höhle, daß ich nicht den Muth gehabt hätte, ihn anzureden. Um uns war die Höhle nur sparsam von dem Scheine edler Steine erleuchtet, die unregelmäßig an den Felsen über und neben uns fest hingen. Zuletzt schoßen die Wellen mit unserm Schiffe so schnell, daß mir Hören und Sehen verging. Ich legte mich zurück und schlief fest ein.

Wie lang ich geschlafen, weiß ich nicht. Als ich erwachte, lag ich in einem zierlichen, mit hohen Mauern umfangenen Blu=

mengärtchen, und die Mauern waren rings mit Feigengebüsche umwachsen, an welchen die schönsten reifen Feigen hingen. Ich richtete mich auf. Da ich aber meinen Führer neben mir sah, warf ich mich dankbar und demüthig vor ihm nieder: „Vergebt „mir," sprach ich, „daß ich Euch bisher nur als einen gewöhn„lichen Menschen betrachtet und als solchen nur geehrt habe. „Jetzt habe ich aber gesehen, daß Ihr einer der Genieen seyn „müsset, die über die Kräfte der Natur gebieten, und in die „Schicksale der Menschen, freundlich oder feindlich wirkend, „eingreifen."

„Du hast Recht," antwortete der Greis, „ich bin einer der „Genieen, welche das Gute in den Menschen nach besten Kräf„ten zu fördern und die guten Menschen schon hier auf Erden „zu belohnen bemüht sind. Ich habe deine kindliche Liebe zu „deiner Mutter gesehen, und will dich dafür belohnen. Hier „wachsen die heilsamen Feigen; iß selbst davon, und pflücke für „deine Mutter. Wenn du ihr nur drei davon bringst, so reichen „sie schon hin zu ihrer Genesung."

Ich dankte ihm sehr erfreut, doch er sprach mit gerührtem Lächeln: „Gib der Freude noch nicht so unbedingt Raum in „deinem Herzen; deine Mutter ist noch nicht gerettet. Ich habe „dich zwar hierher geführt, und du hast die weite Reise von „Bagdad bis hierher unter den Gebirgen, selbst unter dem Kau„kasus hindurch, in vier Tagen und Nächten gemacht; allein „zurück führen kann ich dich nicht eben so schnell. Mich führt „ein wichtigeres Geschäft noch weit fort in entlegene Weltgegen„den. Nur meinen Rath und einen Wegweiser kann ich dir auf „die Rückreise mitgeben. Wisse denn, daß diese Feigen von „einem bösen neidischen Genius bewacht werden. Ich habe ihn „nur auf wenige Stunden durch List aus dem Garten entfernt; „und ehe er wieder zurück kommt, mußt du schon auf dem Rück„wege seyn. Er wird es zwar doch entdecken, daß von den „Feigen gepflückt wurden, und wird auch erfahren, daß du ei„nige davon mit dir genommen; er wird dir nacheilen, um dir „mancherlei Hindernisse in den Weg zu legen. Fürchte dich „nicht; nehmen kann er dir die Feigen nicht, wenn du sie nicht „gutwillig hergibst; aber aufhalten kann er dich wohl, daß du „mit deiner Hülfe zu spät kommst. Denn heute nach dreien „Monaten liegt deine Mutter ohne deine Hülfe schon vier Tage „im Grabe. Die Dämmerung ist schon nahe, sobald sie völlig „eintritt, wird einer meiner Leuchtkäfer um dich herfliegen. Er „ist dein Wegweiser, ihm folge nach. Um ihn auf deinem Wege „immer sehen zu können, ruhe bei Tage und wandere nur die „Nacht hindurch. Hüte dich aber, daß du dich je deines Weg„weisers rühmst, sonst stehst du in Gefahr, ihn zu verlieren; „solltest du ihn aber verloren haben, so folge lieber dem dunkeln „Zuge deines Herzens, von dem du dir keine Rechenschaft zu

„geben im Stande bist, als der klaren Einsicht deines Ver„standes. Lebe wohl, und vergiß meinen Rath nicht.“

Bei diesen Worten verschwand der Genius. Ich wiederholte mir seine Lehren, aß von den Feigen, pflückte sechs von den schönsten für meine Mutter, und erwartete die Dämmerung und meinen Wegweiser mit Ungeduld, denn ich fürchtete die Ankunft des bösen Genius, des Hüters des Gartens. Endlich flog der leuchtende Käfer einige Mal um mich herum und nach einem Ausgange des Gartens hin. Ich folgte ihm, beinahe jauchzend vor Freude.

Unermüdet ging ich meinem kleinen Führer die ganze Nacht hindurch nach. Ich schrieb meine Kraft dem Genuß der Feigen zu. Am Morgen verlosch allmählig das Licht des Käfers, und ich ruhete an einem verborgenen Platz auf dem Felde. Als die Dämmerung wieder anbrach, machte ich mich wieder auf, und folgte dem leuchtenden Boten. Auf dem Wege pflückte ich einige wilde Früchte, um meinen Hunger zu stillen, und am Morgen suchte ich mir wieder eine Ruhestelle.

So trieb ich's mehrere Wochen, und hoffte schon den Verfolgungen des bösen Genius entronnen zu seyn, als mir auf einmal in einer stillen Einöde ein Mann sehr eilig nachlief. Ich glaubte, er sey ein Wandersmann, der blos um der Gesellschaft willen zu mir zu kommen wünsche, und da ich selbst der ewigen Einsamkeit des Nachtwandelns müde war, blieb ich stehen, um auf ihn zu warten. Mein Leuchtkäferchen flog indessen fort, und da ich nicht nachkam, flog es wieder zu mir zurück, und von Neuem fort, und schien mich so zum Weitergehen zu locken. Ich blieb aber dennoch stehen, und wartete auf den Wandersmann. Dieser schien aber vom Laufen erschöpft, und blieb auch stehen. Das wiederholte Hin- und Herfliegen des Käferchens machte mich endlich aufmerksam. Es schien mich zum Fortgehen bewegen zu wollen. Ich ging weiter, und alsbald hörte ich auch den Wanderer wieder hinter mir her laufen. Ich blieb wieder stehen, er stand auch; ich ging wieder, und er lief mir wieder nach; ich stand wieder, und er blieb auch stehen. So neckte er mich lange, und ich merkte, daß ich um Vieles langsamer auf meinem Wege fortrückte. Da fiel es mir ein, daß es der böse Genius wohl seyn könne, der mich in meinem Fortkommen hindern wollte. Ich hörte nicht mehr auf ihn, sah nicht mehr zurück, und eilte fort.

Als ich gegen den Morgen wieder eine Ruhestelle für den Tag suchen wollte, kam ich in eine buschige Gegend. Eben wollte ich mich niederlegen, als ich in der Nähe das Aechzen eines Menschen vernahm. So konnte nur ein sehr Hülfebedürftiger ächzen. Ich nahete mich und fand einen alten Mann, der mir nur mit Mühe zu verstehen geben konnte, daß er vor Mangel verschmachten müsse. „Ich habe,“ sprach er, „schon vier Tage

„keinen Bissen gegessen, und wenn mich nicht bald ein mitlei„diger Reisender erquickt, so muß ich des bittern Hungertodes „sterben. Hast du einen Bissen für mich, so errette mich.“

Ich fühlte herzliches Mitleid mit ihm. Es fiel mir ein, daß ich nur drei von den Feigen für meine Mutter bedurfte, und da ich sechs gepflückt hatte, konnte ich die drei übrigen ja entbehren. Froh, daß ich sie so gut anwenden konnte, knüpfte ich mein Tuch auf, und gab dem Kranken die Hälfte meines Vorraths, die er mit großer Gier verschluckte, während ich die andern wieder einpackte. Ich war aber noch nicht fertig, als der Mann aufs Neue ächzte und stöhnte, und mich versicherte, daß er doch Hungers sterben müßte, wenn ich ihm nicht auch noch die andern drei Feigen gäbe.

„Lieber Mann,“ sprach ich, „recht gerne wollte ich sie dir „geben. Ich habe aber um dieser Feigen willen die weite Reise „von Bagdad gemacht, weil sie das einzige Heilmittel für meine „kranke Mutter sind. Du hast nun drei davon gegessen, und „diese können dich schon hinlänglich erquickt haben. Ich habe „nur noch drei übrig, und diese muß ich für meine Mutter be„wahren.“

Da er sich auch dadurch nicht abweisen ließ, und in seinem Begehren immer heftiger und dringender wurde, fiel mir auf einmal ein, daß mir dieser Mann wohl von dem bösen Genius nachgeschickt seyn könnte. Ich erklärte ihm darum ernstlich, daß ich ihm nun und nimmermehr diese drei Feigen geben würde. Er hingegen bot alle Mittel auf, mich zu erweichen. So stritten wir hin und her, als ich auf einmal bemerkte, daß wir uns keineswegs in einer unfruchtbaren Gegend befanden, wo ein solches Opfer nöthig war; ganz in der Nähe erhoben sich einige Fruchtbäume über das Gebüsche. Ich ging darum hin, schüttelte von dem Obste und brachte ihm davon. Er lachte aber höhnisch, warf das Obst weg und sagte: „Ich habe mich schon „hinlänglich mit den drei Feigen erquickt, und wollte nur sehen, „ob du auch recht mitleidig wärest.“

Von dieser Stunde an konnte ich den Mann nicht mehr von mir entfernen. Er begleitete mich auf allen Tritten, und wandte vor, sein Weg gehe auch nach Bagdad, und so sey es ja besser für uns Beide, wenn wir den Weg gemeinschaftlich mit einander machten. Er stellte sich, als sey er durch Dankbarkeit dazu verpflichtet, mich zu begleiten. Er hatte aber bald dies, bald jenes, was ihn aufhielt. Bald war er müde, und mußte ein wenig ruhen, bald hatte er an seinen Kleidern, bald an seinen Sohlen etwas zu bessern, und diese kleinen Umstände hielten auch mich so auf, daß ich nun in einer Nacht nicht mehr halb so weit kam, als ich gekommen war, da ich noch ohne Begleiter reisete.

Besonders ermahnte er mich, meine Reise anders einzurich-

ten. Das Nachtwandern fördere nicht so, und ermüde weit mehr, meinte er, als wenn wir bei Tage wanderten. Dann stellte er sich auch oft verwundert, daß ich den Weg so gut wisse; oder wollte mich durch Zweifel, ob wir auch die rechte Richtung hätten, in Verlegenheit setzen. Ich verschwieg ihm lange, wer mein Führer sey.

Einst machte er mich aber auf den kleinen Leuchtkäfer aufmerksam, der immer vor uns her fliege. „So ein einfältiges „Thier," sprach er, „flittert einem immer vor den Augen herum! „Wart', ich will dir leuchten!" Er riß sich einen Zweig ab, und lief dem Thierchen nach, um es herunter zu schlagen. Ich gerieth darüber aber so in Angst, daß ich der Warnung des Genius vergaß, und ihm zurief: „Laßt mir's doch leben! Wer „soll uns denn führen, wenn Ihr's tödtet?"

Da blieb er einen Augenblick stehen, sah höhnisch lachend zurück, und sprach: „Aha! das ist also dein Führer gewesen!" In demselben Augenblick verwandelte sich der Mann in eine Schwalbe, flog in die Höhe, schnappte mit dem Schnabel mein Leuchtkäferchen auf und verschwand. Trostlos stand ich, verwünschte meine Unbesonnenheit, rang die Hände, hoffte mitunter auch wohl auf einen andern Führer, aber umsonst! —

Da ich nun keine Ursache mehr hatte, warum ich bei Nacht wandern sollte, setzte ich meine Wanderung bei Tage fort, und ruhete bei der Nacht. Ich war noch in unbewohnten Gegenden, konnte Niemand um Rath fragen, und wanderte so in der Irre herum.

Endlich kam ich in ein bewohntes Thal, das von einem großen Flusse durchströmt wurde. Der erste Mensch, der mir aufstieß, war ein armer Fischer, der mit seinem Netze an dem Ufer des Flusses saß. Ich fragte ihn, wo er her sey, und er zeigte mir ganz nahe seine Hütte. „Wo muß ich mich hinwenden, um nach Bagdad zu kommen?" fragte ich weiter. „Das „kann ich nicht sagen," war seine Antwort. „Dort, etwas „weiter unten am Fluß liegt die Stadt, wo ich meine Fische „gewöhnlich feil biete; aber man heißt sie nur die Stadt, sie „hat sonst keinen Namen." — Ich fragte ihn auch um die Zeit; denn ich hatte auf meiner Reise ganz vergessen, die Tage zu zählen. Er nannte mir den Tag und Monat, und zu meinem Schrecken hörte ich, daß seit meiner Abreise schon einige Tage über drei Monate verflossen waren.

Weil ich von dem Genius wußte, daß meine gute Mutter nur noch drei Monate nach meiner Abreise zu leben hatte, beweinte ich ihren Tod mit aufrichtigen kindlichen Thränen, und wollte weiter gehen. Es zog mich nach der Stadt, deren Paläste mir von ferne entgegen leuchteten. Da rief mir der Fischer nach, ich möchte doch schnell wieder umkehren, er habe was Wunderbares in seinem Netze gefangen. Ich sah zurück, und

siehe! er hielt drei große Feigen von grünem Smaragd in die Höhe.

„Kommt," rief er, „da nehmt diese Feigen. Ich weiß wohl, „daß sie von edelm Steine sind. Was soll ich aber mit solchen „Schätzen thun? Wer weiß, ob Ihr noch eine Heimath in „Bagdad habt, wenn Ihr einst wieder einmal hinkommt. Mit „diesen Steinen könnt Ihr Euch verschaffen, was Ihr zu einem „gemächlichen, anständigen Leben bedürfet." — „Ach!" rief ich im Uebermaaße meines Schmerzes, „ich bedarf nichts mehr, „seit ich weiß, daß meine Mutter gestorben ist."

„So?" fragte der Fischer weiter mit ziemlich theilnahmloser Gleichgültigkeit, „ist Eure Mutter gestorben? Ei nun, alle „Menschen müssen einmal sterben. Tröstet Euch, Ihr seyd ja „nicht Schuld!" Bei diesem Worte ward mein Schmerz erst recht heftig, denn ich mußte mir ja sagen, daß meine Unbesonnenheit Schuld an ihrem Tode sey. „Diese drei Feigen haben „sie retten sollen, und nun komme ich leider zu spät!" rief ich, und warf das Tuch mit den Feigen in's Gras.

„So?" sagte der Fischer, „Ihr habt auch Feigen? Laßt „sehen." Er knüpfte das Tuch auf, und sprach lächelnd: „Ei, „hört, laßt uns tauschen. Gebt mir diese Feigen für meine kost„baren Feigen. Euch kommen die meinigen gewiß gut. Denn „was wolltet Ihr anfangen, wenn Ihr nach Hause kommt? „Und ich habe gerade Hunger, und möchte doch noch nicht auf„hören zu fischen; da kommen mir Eure drei eingeschrumpften „Feigen zu Statten. Wenn ich sie esse, so kann ich's immer „noch ein Stündchen aushalten! Wollt Ihr?" Ich erwog wohlbedächtig, daß nun, da ich zu spät käme, die Feigen ganz unnütz wären; daß ich mir aber mit dem Werthe der angebotenen smaragdenen Feigen doch ein anständiges Auskommen sichern könnte, wenn auch in meiner Abwesenheit das Vermögen meiner Mutter nach ihrem Tode eingezogen worden wäre; und obgleich mir das Herz noch mit unbegreiflicher Liebe an den so mühsam erhaltenen wirklichen Feigen hing, so hielt ich es doch für Thorheit, einen so vortheilhaften Tausch von der Hand zu weisen. Ich überließ ihm nach einem kurzen innern Kampfe meine Feigen, und nahm seine kostbaren dafür.

Kaum hatte der Fischer mir aber die smaragdenen Feigen gegeben, und die wirklichen dafür empfangen, so schlug er ein lautes Gelächter auf, verschluckte sie mit niegesehener Gefräßigkeit, stürzte sich in den Fluß, und schwamm als ein großer Hecht davon, indem er noch einige Mal auf die Oberfläche des Wassers heraufkam, und gleichsam mir zum Hohne auf den Wellen plätscherte.

Dies Ereigniß machte mich äußerst bestürzt. Ich eilte gegen die Stadt, und als mir wieder einige Leute begegneten, fragte ich sie, wo sie herkämen. „Ei, dort aus Bagdad!" war ihre

Antwort. Deutlich sah ich nun, daß mich der böse Genius wieder getäuscht hatte. Ich eilte nach der Stadt, hoffend und fürchtend, daß er mich auch mit der Angabe der Zeit getäuscht haben konnte. Ich fürchtete theils die Gewißheit, theils nahm ich mir nicht die Zeit zur Frage hierüber.

Ich lief, was ich laufen konnte; ich kam in die Stadt; ich erreichte unsere Straße; ich kam in mein mütterliches Haus, und siehe da! meine Mutter lebte noch. „Du bist lange ausge„blieben!" sagte sie, „morgen sind es schon drei Monate, seit „du ausgingst, Feigen zu holen. Du bringst mir sie doch mit? „Nur die Sehnsucht darnach hat mich so lange am Leben er„halten, sonst wäre ich längst schon gestorben."

Ich konnte ihr anfänglich nur mit Thränen antworten. Sobald ich mich wieder ein wenig gesammelt hatte, erzählte ich ihr, wie mich der gute Genius so freundlich geführt, wie schändlich der böse mich aber hintergangen hatte. Statt mir Vorwürfe zu machen, daß ich den Rath des guten Genius so unbesonnen vergessen konnte, tröstete sie mich noch mit mütterlicher Theilnahme.

Am folgenden Tage verschied sie. Meine Trauer war unmäßig. Die getreue Nachbarin, die meine Mutter so sorgfältig gepflegt hatte, besorgte auch ihre Beerdigung; ich war unfähig zu Allem. Nach und nach tröstete sie mich über meinen Verlust. Ich suchte meine Schwester Amine auf; diese hatte sich aber wieder verheirathet, und war verschwunden. Ich ging täglich aus, sie zu suchen. Da erkannte mich einst meine Halbschwester Zobeïde, und als ich ihr meine Geschichte erzählt hatte, sprach sie zu mir: „Komm, liebe Safie, folge mir, wohne bei „mir, und wir wollen uns gegenseitig unsern Kummer erträg„lich zu machen suchen. Auch habe ich mehr als reichlich, was „wir zum Lebensunterhalte bedürfen."

Ich nahm ihr Anerbieten an, schenkte der getreuen Nachbarin das Haus und alle Habseligkeiten meiner Mutter, und brachte nur die drei kostbaren Feigen, die letzte Quelle meines Kummers, mit zu meiner Schwester Zobeïde.

Wie die Zeit alle Schmerzen der Seele nach und nach lindert, so habe auch ich allmählig meinen nagenden Kummer verloren. Um indessen die Schuld zu büßen, die ich durch meine Unbesonnenheit auf mich geladen, habe ich mir zum Geschäfte gemacht, in jeder Nacht die smaragdenen Feigen mit meinen Thränen zu netzen, wie Ihr mich auch in der verflossenen Nacht habt thun sehen, und die Worte dabei zu sprechen, die Ihr von mir gehört habt.

Schluß der Geschichte von dem nächtlichen Abenteuer des Kalifen Harun al Raschid mit drei Kalendern und fünf Frauen zu Bagdad.

Als Safie nun auch ihre Geschichte geendet hatte, und der Kalif noch in Nachdenken versunken da saß, ergriff Zobeïde wieder das Wort und sprach: „Wir dankten Gott, daß er uns drei „so zusammengeführt hat, und haben uns entschlossen, künftig „auch wie Schwestern beisammen zu bleiben. So leben wir „schon einige Zeit. Meine Schwester Safie besorgt unsern Haus„halt, und geht immer selbst aus, um Lebensmittel zu kaufen. „Dies that sie auch gestern. Da wir nun in dem Lastträger, „der ihren Einkauf hereintrug, einen fröhlichen, guten Men„schen erkannten, gestatteten wir ihm, zum Mittags- und Abend„mahle bei uns zu bleiben. Am Abende kamen die drei einäugi„gen Kalender und baten für die Nacht um Obdach, was wir „ihnen nicht abschlagen konnten. Später klopftet auch Ihr, „als drei Kaufleute von Mossul, an unsere Thüre, und wir nah„men Euch eben so gastfreundlich auf, als die Kalender. Nur „die einzige Bedingung haben wir Euch Allen gemacht, daß „Ihr nicht nach der Ursache unseres Betragens forschen solltet. „Ihr habt Euer Wort gegeben, aber nicht gehalten. Ob wir „nun gleich das Recht hatten, Euch zu strafen, so haben wir „uns doch allein mit der Erzählung Eurer Lebensgeschichte be„gnügt, und Euch in der Nacht aus unserm Hause gewiesen. „Wir hoffen für diese Mäßigung uns der gnädigen Verzeihung „des glorreichen Beherrschers der Gläubigen erfreuen zu dürfen."

Harun al Raschid nickte gewährend mit seinem Haupte, und gab seine Verwunderung über die sonderbaren Begebenheiten laut zu erkennen. Hierauf wandte er sich selbst, ohne seine Frage durch den Großwessir nachsprechen zu lassen, zu Zobeïden, und sprach: „Hat dir jene Fee, welche deine beiden Schwestern in „Hündinnen verwandelte, nicht gesagt, wo sie wohnt, und wie „du sie rufen kannst, wenn du ihrer bedarfst?" Zobeïde besann sich einen Augenblick, dann antwortete sie: „Sie hat mir bei „ihrem Scheiden ein kleines Büschelchen von ihren Haaren ge„geben, und dabei gesagt, ich würde ihrer Gegenwart eines „Tages bedürfen, und dann brauchte ich nur zwei von diesen „Haaren zu verbrennen, um sie aus der größten Ferne, selbst „wenn sie jenseits des Kaukasus wäre, im Augenblicke vor mich „zu berufen. Ich trage diese Haare stets bei mir." Sie trat hinter dem Vorhange hervor, zog zugleich ein goldenes Büchschen heraus, und zeigte dem Kalifen die Haare.

„Gut!" sprach dieser, „heute ist der Tag, da du der Ge„genwart deiner Fee bedarfst. Ich verlange von dir, daß du „sie rufest." Er ließ sogleich ein Kohlbecken bringen, Zobeïde legte die Haare alle darauf. Sie brannten in einer knistern-

den Flamme auf, und zugleich erbebte der ganze Palast. Vor Harun al Raschid aber stand die Fee mit hohem Anstande und in prächtiger Kleidung.

„Beherrscher der Gläubigen,“ redete sie ihn an, „ich bin „bereit, Eure Befehle zu vernehmen.“ — „Mächtige Fee,“ antwortete er, „ich habe Einiges von dir zu erbitten. Du hast Zo„beïdens treulose Schwestern in Hunde verwandelt. Nun wünschte „ich —“ „Wenn Ihr es verlangt,“ fiel ihm die Fee in's Wort, „so soll ihre Strafe aufhören; sie haben ihre Schuld hinlänglich „gebüßt; ich werde ihnen ihre vorige Gestalt wieder geben.“

„Dann,“ fuhr Harun al Raschid fort, „ist Amine von ih„rem Gemahl, den sie so herzlich liebte, grausam mißhandelt „worden; er hat ihr überdies ihr rechtmäßiges Eigenthum ge„raubt, ja die ganze Straße niederreißen lassen, in der ihr „Haus lag, ohne daß eine Klage darüber vor mich gebracht „wurde. Kannst du mir vielleicht diesen Unmenschen nennen?“

„Amine soll ihre Narben noch in dieser Stunde verlieren, „und wenn Ihr es verlangt, so kann ich Euch auch den Namen „ihres Gemahls nennen. Auch Safie soll völlig getröstet werden. „Bringt mir nur die Hunde und die drei smaragdenen Feigen.“

Der Kalif schickte sogleich nach dem Palaste der Frauen und ließ Alles herbei holen, was die Fee verlangte. Sie ließ sich eine Schaale mit Wasser reichen, und sprach mit halb singendem Tone die Worte darüber:

„Wasser, ungetrübt und rein,
„Wasser, hell und klar,
„Wandle Täuschung, Trug und Schein,
„Stell' uns Wahrheit dar.“

Sie goß einen Theil des Wassers auf Aminens Brust, und die Narben waren verschwunden. Nun wandte sie sich zu Harun al Raschid und sprach: „Ihr unbekannter Gemahl ist Euer „Sohn, der Prinz Amin. Wegen ihrer Mißhandlung ist er zu „entschuldigen; denn Amine hatte leichtsinnig gehandelt, und „ihre lügenhaften Ausreden konnten seinen Zorn reizen.“

Hierauf ließ sie einige Tropfen des Wassers auf die smaragdenen Feigen fallen, und diese verwandelten sich alsbald in natürliche Feigen. Sie reichte sie Safien und sprach: „Iß diese „Feigen, sie werden deinen Schmerz lindern. Bedenke, daß es „der menschlichen Kraft schwer wird, mit höhern Geistern zu „ringen, und daß Gott auf das Herz siehet. Dein Wille „war gut, und deine Reue war eben so aufrichtig. Dir ist Al„les vergeben.“ Safie aß die drei Feigen, und fühlte die Wahrheit ihrer Rede.

Nun wandte sich die Fee zu den Hunden und übergoß sie mit dem übrigen Wasser aus ihrer Schaale. „Ihr habt hart „gebüßt, Ihr habt aufrichtig bereut, seyd von Eurer Strafe „befreit,“ sprach sie dazu, und in demselben Augenblicke stan-

den statt der Hündinnen zwei schöne Frauen in reicher Kleidung vor dem Kalifen. Die Fee aber war verschwunden.

Dieser war erstaunt über die Wunder, die er gesehen hatte. Er ließ sogleich seinen Sohn, den Prinzen Amin, vor sich rufen, erzählte ihm, was geschehen war, zeigte ihm Aminen, und sprach: „Sie war, ohne daß ich es wußte, deine Gemahlin; „du hast sie unschuldig mißhandelt und verstoßen. Nimm sie „nun mit meinem Willen wieder als deine Gemahlin auf, und „vergüte ihr ihre Leiden durch aufmerksame Liebe.“ Amin war mit Freuden dazu bereit.

Nun erklärte Harun al Raschid, daß er Zobeïden sich zur Gemahlin erwählt habe, den drei einäugigen Königssöhnen aber gab er Zobeïdens beide Schwestern und ihre Halbschwester Safie zu Gemahlinnen. Er räumte jedem einen prächtigen Palast in Bagdad ein, und erhob sie zu den höchsten Ehrenstellen an seinem Hofe.

Ihre merkwürdigen Geschichten ließ er aber alle für die Nachwelt in die Geschichtbücher aufzeichnen.

VIII.

Die Geschichte von dem Prinzen Beder und der Prinzessin Giauhare.

1.

In dem alten persischen Reiche herrschte einst ein milder, frommer König im Frieden mit den Königen und Fürsten aller benachbarten Reiche, und geliebt von seinem eigenen Volke. Dieser saß eines Abends einsam, wie er oft pflegte, in einer kühlen Laube seines Gartens, und erwägte bei sich, was er im Laufe des Tages gethan, und ob er auch jede Gelegenheit benutzt habe, seine Unterthanen zu beglücken. Das Bewußtseyn erfüllter Pflicht that seinem Herzen so wohl, daß er sich für den Glücklichsten auf Erden hielt, und so fing er an, sich sein Glück selbst vorzurechnen.

„Welcher König auf Erden,“ so sprach er bei sich selbst, „beherrscht ein so mächtiges Reich, als Persien, dessen Provin„zen schon einzeln einige Königreiche ausmachen, und von Kö„nigen regiert werden, die mir alle zinsbar sind? Wer ist mäch„tiger, wer genießt mehr Ehre und Ansehen, als ich? Meine „Diener dienen mir mit Freuden und aus Liebe. Rings umher „herrscht der Friede, Friede in meinem Reiche, und, was das „Beste ist, Friede in meinem eigenen Herzen. Und was kann „es noch für ein Glück geben, das ich entbehre, und das ich

„mir mit meiner Macht, mit meinem Reichthum nicht zu verschaffen im Stande wäre?“

Indem er so mit sich selbst sprach, blickte er zufällig auch auf eines der kleinen Gärtnerhäuschen, die unten noch im Bezirke seines Königsgartens standen. Eben kehrte einer der Gartenarbeiter, die Gartengeräthe auf seiner Schulter, von der Arbeit des Tages nach Hause, und aus der Hütte eilte ihm sein Weib und ein etwa vierjähriger Knabe frohlockend entgegen. Die Frau schloß ihn in ihre Arme, und trocknete den Schweiß von seiner Stirne; der Knabe umfaßte des Vaters Beine und rief: „Heida! Heida! Väterchen, kommst du endlich? Komm, gib „mir die Hacke, gib mir die Schaufel, ich trage sie hinein! du „bist ja so müde.“ Der Gärtner küßte den Knaben und gab ihm die Geräthe, und der Kleine schleppte sie in das Haus. Dann kam er wieder gelaufen und rief fröhlich: „Drinnen stehen „sie in der Ecke.“ — Der Mann herzte ihn wieder und sprach: „So ist's recht! bist auch ein wackerer Bursche, den man schon „brauchen kann!“ — „Ja, warte nur, Vater,“ antwortete der Knabe, „wenn ich erst größer bin, dann geh' ich mit dir „in den Garten, und helfe dir graben und pflanzen.“

Unter solchen Gesprächen gingen die drei Glücklichen in ihre Hütte. Der mächtige König aber saß sehr ernstlich nachdenkend in seiner Laube. „Was hilft mir alle Macht?“ rief er endlich, „was hilft mir aller Reichthum? Das ist ein Glück, das sich „nicht erkaufen läßt. Der arme Mann ist glücklicher in seiner „kleinen Hütte, als ich in meinem Palaste. Wohl ist es wahr, „wenn ich mein Tagewerk beschlossen habe, beseligt mich das „Bewußtseyn erfüllter Pflicht. Doch kein treues Weib kommt „mir theilnehmend in den hohen öden Sälen entgegen! kein „Sohn springt fröhlich an mir hinauf, und verheißt mir seine „Hülfe, wenn ich einst alt bin. Es ist wahr, ich habe in den „Sälen des Frauenpalastes viele Frauen, wie es die Sitte die„ses Landes mit sich bringt; doch alle sind als Sclavinnen ge„kauft, und alle sind Sclavinnen geblieben, und unter allen ist „keine, die mir, wie diese arme Gärtnerin, einen Sohn entge„gen führen kann. Aber unter allen ist auch nicht eine, die „mit ihrer Schönheit zugleich die stille fromme Herzensgüte ver„bindet, die sich in der ganzen Anmuth ihres Wesens ausspre„chen muß, und die ich an der Mutter meines Sohnes wünschte.“

Seit diesem Abende hatte sich eine trübe Stimmung seiner bemeistert, und selbst seine Wessire und die Großen seines Reiches merkten mit theilnehmender Besorgniß diese Veränderung. Doch aus Bescheidenheit fragte keiner nach dem Grunde seines Kummers.

Eines Tages ward ihm, da er eben in Angelegenheiten seines Reiches eine große Rathsversammlung hielt, ein fremder Kaufmann gemeldet, der ihm eine Sclavin vorstellen wollte,

die er aus fernen Landen hergebracht habe. „Eine Sclavin?" fragte der König gleichgültig. Dann besann er sich aber, diese könnte gerade die fromme Einfalt des Herzens besitzen, die er an allen Sclavinnen seines Frauenpalastes vermißte, und gebot, den Kaufmann herein zu führen. Er trat herein, und der König ließ ihn in seiner Nähe niedersitzen. Dann fuhr er in seinen Geschäften fort. Also pflegte er immer zu thun, damit die Fremden sähen und hörten, wie freundlich er mit Jedermann sprach, und desto vertrauensvoller und freier dann ihr Anliegen vorbrächten.

Als er endlich die Versammlung entließ, wandte er sich zum Kaufmanne, und fragte ihn nach seinem Begehren. „Großer König der Könige," antwortete dieser, „ich bringe eine Sclavin, „die an Schönheit alle Frauen und Jungfrauen der Erde weit „übertrifft." Etwas unzufrieden über diese Lobpreisung wandte sich der König, und sprach: „Gut, gut, du bist ja ein Kaufmann, und bietest sie mir feil, da muß sie wohl die schönste „seyn. Doch, wenn sie's auch wäre, so sage ich dir voraus, „daß ich der gekauften Sclavinnen genug habe. Ich suche mir „aber eine Gemahlin, die mein volles Vertrauen verdient. Ich „sehe nicht auf die eitle flüchtige Schönheit, sondern auf die bleibende Anmuth ihres ganzen Wesens, die immer ein Abdruck „seyn muß ihres reinen frommen Herzens. Diese Anmuth läßt „sich nicht, wie die Schönheit, nach Regeln bemessen und bestimmen; sondern diese kann man nur fühlen, wenn man selbst „sieht. Darum bringe deine Sclavin, und spare jedes Wort „zu ihrem Lobe."

Der Kaufmann neigte sich schweigend und entfernte sich. Bald darauf erschien er mit der ganz verschleierten Sclavin. Er mußte sie in ein Seitenkabinet führen, wo er ihr den Schleier abnahm. Der König von Persien sah sie aber mit freudiger Bestürzung an; denn sie war ganz so, wie er sich eine Jungfrau zur Gemahlin gewünscht hatte. Die edelste Sanftmuth und reinste Unschuld des Herzens sprach aus allen ihren Zügen.

Sogleich führte er den Kaufmann wieder in den Saal und fragte ihn um den Preis dieser Sclavin. „Sie kostet mich selbst „tausend Goldstücke," antwortete dieser, „und eben so viel habe „ich etwa auf der Reise für sie ausgelegt; denn wir sind schon „drei Jahre unterwegs. Doch sey es ferne von mir, dem Könige der Könige einen Preis zu bestimmen. Ich biete sie Euch „vielmehr zum Geschenke."

„Ich nehme dein Geschenk an," erwiederte der König, „doch „soll dir mein Schatzmeister ein Gegengeschenk von zehntausend „Goldstücken zustellen." Der Kaufmann war darüber sehr erfreut, und versicherte, er werde allenthalben diese Freigebigkeit rühmen. Ehe er sich aber entfernte, ließ ihn der König zum

Zeichen seiner Huld noch mit einem Gewande von schwerem Goldstoffe bekleiden.

Der neuen Sclavin ward nun eine sehr schöne Wohnung angewiesen, sie erhielt viele Sclavinnen zu ihrer Bedienung, und der König sandte ihr die schönsten Stoffe und die kostbarsten Kleinodien, um sich königlich damit zu schmücken. Nach etlichen Tagen ging er hin, um sie zu besuchen. Sie sah gerade zum Fenster hinaus, wo sie eine herrliche Aussicht aufs Meer hatte, das mit seinen Wellen die Felsenwand benetzte, auf der das Schloß erbaut war.

Als sie seine Tritte hörte, wandte sie das Haupt ein wenig um, und blickte hierauf wieder gleichgültig auf das Meer hinaus, als ob gar Niemand im Zimmer wäre. Obgleich dem Könige diese Gleichgültigkeit sehr auffiel, so entschuldigte er sie doch bei sich. Denn er dachte, in ihrem Vaterlande sey etwa die Sitte anders, oder sie sey vielleicht in Verhältnissen aufgewachsen, in welchen sie nie lernen können, was schicklich oder unschicklich. Er trat zu ihr, faßte ihre Hand und sprach: „Ich „komme, meine theure Freundin, zu sehen, wie du dich befin„dest, ob dir nichts abgeht, ob du dir in deiner Wohnung ge„fällst. Wenn du irgend einen Wunsch hegst, so vertraue mir „ihn, ich werde weder Sorge noch Kosten scheuen, ihn zu be„friedigen."

Sie hatte ihm zwar ihr Angesicht zugewandt, allein sie stand mit niedergeschlagenen Augen und antwortete keine Sylbe, nicht einmal durch ein leichtes Nicken oder Schütteln des Kopfes. Er fragte sie mit bittender Stimme um ihren Namen, aber sie schwieg. Er fragte sie mit der herzlichsten Theilnahme nach der Ursache dieses Schweigens, ob ihr die Entfernung von ihren Verwandten, von ihrem Vaterlande so schmerzlich wäre, ob sie sich zurücksehne in das Land ihrer Kindheit — sie blieb aber ungerührt, und antwortete nicht.

Da er sah, daß Alles vergeblich sey, drang er nicht weiter in sie. „Vielleicht," dachte er, „gibt es bei Tische eine Veran„lassung, sie zum Reden zu bringen;" denn das hatte er wohl bemerkt, daß sie Alles verstand, was er ihr sagte, obgleich sie selbst durch ihre Mienen kein Zeichen einer Antwort gegeben hatte. Er klatschte in die Hände, und als einige Dienerinnen erschienen, befahl er, den Tisch zu decken.

Als dies geschehen und das Abendessen aufgestellt war, trat er zu der Jungfrau, und bat sie mit freundlichen Worten, sie möge ihm die Freude machen, mit ihm zu essen. Willig folgte sie ihm zu Tische, und setzte sich ihm gegenüber. Er legte ihr selbst die besten Bissen vor, und sie aß. Aber nie erhielt er eine Antwort, wie oft er auch fragen mochte, ob ihr diese oder jene Speise schmecke, ob er ihr davon vorlegen sollte.

Nach dem Essen wurde das Handwasser gereicht, und wäh-

rend sich der König die Hände wusch und an dem Tuche abtrocknete, fragte er die Sclavinnen, die ihm solches dargereicht hatten, ob die Jungfrau auch mit ihnen nicht rede. Sie versicherten ihn, sie hätten sie nun schon seit ihrem Hierseyn bedient, sie an- und ausgekleidet, und ihr alle Handreichungen gethan; sie nehme Alles mit derselben Miene an, sie hätte aber noch nie, auch nicht durch Zeichen, ihre Zufriedenheit oder Unwillen zu erkennen gegeben, und in der ganzen Zeit hätten sie noch keinen Laut von ihr vernommen.

Beim Weggehen reichte ihr der König wieder seine Hand, und wünschte ihr wohl zu schlafen. So freundlich und herzlich er aber auch diesen Wunsch aussprach, so nahm sie ihn doch gleichgültig auf, und erwiederte ihn durch keinen Zug ihrer Miene.

Seit diesem Tage brachte der König alle Zeit, die er nicht den Sorgen seines Reiches widmete, in der Wohnung der stummen Jungfrau zu, und machte alle mögliche Versuche, sie zum Reden zu bringen. Doch war Alles vergeblich. Er mußte es endlich für ausgemacht annehmen, daß sie stumm sey, ob er gleich nicht begreifen konnte, wie sich die Züge einer Stummen so seelenvoll ausbilden könnten. Denn je häufiger er sie sah, je fester ward er überzeugt, daß ihn ihr Anblick nicht getäuscht, daß sie das sanfteste, reinste Gemüth besitzen müsse, obgleich sie weder dies, noch das Gegentheil auszudrücken vermochte. Ja seine Ueberzeugung ward am Ende so fest, daß er sich entschloß, sie ungeachtet ihrer Sprachlosigkeit zur Gemahlin zu erwählen.

„Was sollen mir alle die Sclavinnen," dachte er bei sich, „die ich meist gegen ihren Willen in meinem Frauenpalast habe? „Ob sie gleich alle reden können, so höre ich doch nie ein gemüthliches Wort von ihnen, ja ich sehe vielmehr, so oft ich einmal in den Frauenpalast komme, nur die Aeußerungen niederer Leidenschaften. Bei dieser stummen Jungfrau erkenne ich „aber an der stillen Ruhe, die in ihrem ganzen Betragen und „auf ihrem Gesichte herrscht, daß auch ihr Inneres nicht von „Leidenschaftlichkeit bewegt wird; denn gerade bei Stummen „zeigt sich diese mehr in der Miene. Mag es darum auch gegen „die Sitte meiner Vorfahren und meines Landes seyn, so will „ich doch alle Sclavinnen aus dem Frauensaale entlassen, und „diese stumme Sclavin als meine Gemahlin zu mir auf den „Thron erheben."

Als er zu der stummen Jungfrau kam, und ihr seinen Entschluß bekannt machte, sah er zum ersten Male, daß ihre Augen sich mit einem freundlichen, sehr zufriedenen Blicke zu ihm erhoben. Sogleich ließ er seinen Schatzmeister kommen, und befahl ihm, jeder der Sclavinnen in dem Palaste der Frauen zehntausend Goldstücke auszuzahlen, und dem Großwessir trug er auf, er sollte dafür sorgen, daß jede anständig in ihre Heimath zu den Ihrigen zurückgeleitet werde. Die stumme Jungfrau aber

ließ er in ihren schönsten Schmuck kleiden und auf ein reichgeschmücktes Pferd setzen, das von zwei seiner Wessire geführt ward. Er selbst bestieg ein anderes Pferd und ritt zu ihrer Seite; vor und nach ihnen aber ging ein großer Zug von reichgekleideten Sclaven und Sclavinnen und die prächtige königliche Leibwache. Ganz voraus ritten hundert Trompeter, die stießen fröhlich in ihre Trompeten, und wenn sie eine Pause machten, so rief ein Herold dem Volke in den Straßen zu: „Der König „der Könige hat sich eine Jungfrau zur einzigen Gemahlin er„wählt, und reitet an ihrer Seite durch die Straßen seiner Kö„nigsstadt, daß er sie dem Volke zeige, und das Volk ihr seine „Verehrung erweise." Wo der König und die neue Königin sich aber naheten, frohlockte die Menge, und rief laut: „Es „lebe unser guter König, und seine Gemahlin beglücke ihn!" Und wenn sie nun vorbei ritten, so warf sich alles Volk ehrerbietig mit dem Angesichte auf die Erde.

Als sie den Ritt durch die Stadt jetzt geendet hatten, war ein großes Mahl in dem Palaste des Königs zugerichtet, und alle Großen des Reiches, alle Gesandten der Könige und Fürsten, und alle angesehene Fremdlinge, die sich gerade in der Stadt aufhielten, waren dazu geladen. Die geschicktesten Tänzer und Tänzerinnen, Sänger und Sängerinnen erschienen dabei, und vermehrten durch ihre Kunst noch die Freuden des Mahles. Am Abende waren mancherlei Spiele und andere Festlichkeiten angeordnet, und diese dauerten mehrere Tage.

Zu seiner großen Freude bemerkte der König, daß seine stumme Gemahlin an Allem diesem doch mehr Theilnahme bezeigte, als bisher. Ihre frommen Augen erhoben sich öfter unter ihren langen Wimpern, und ihre Blicke sagten ihm, daß sie mit Allem zufrieden sey. So lebte er ein ganzes Jahr mit ihr, und wenn ihm schon ihre Lippen nichts sagten, so sagten ihm doch im Laufe desselben ihre Augen, ihre Mienen, daß sie sich glücklich fühle, seine Gemahlin zu seyn. Und so war ihm schon ein Theil des Glückes zu Theil geworden, um welches er damals seinen armen Gärtner beinahe beneidet hätte.

Aber sein Wunsch sollte auch ganz in Erfüllung gehen. Einst hatte er sich in wichtigen Angelegenheiten seines Reiches mehrere Tage hinter einander vom frühen Morgen bis zum späten Abend in seiner Rathsversammlung aufhalten müssen, und seine Gemahlin gar nicht besuchen können. Als er aber nun seine Geschäfte beendet hatte, und zum ersten Male wieder zu ihr hereintrat, kam sie ihm mit fröhlicher Miene entgegen, und trug ein kleines Kindlein auf ihren Armen: „Heida!" rief sie dabei, „Heida! Väterchen, kommst du endlich? Sieh', was ich für „dich habe. Ein schöner Himmelsengel hat mir's gestern Nacht „im Schlaf in die Arme gelegt!" Sie reichte ihm bei diesen Worten das Kindlein entgegen.

Der König aber stand in freudiger Bestürzung da, und wußte sich nicht zu fassen. Seine Gemahlin konnte reden, war nicht mehr stumm; schon dies allein hätte er für das höchste Geschenk des Himmels gehalten. Daß sie ihm aber nun auch ein Kind entgegen brachte, wie die Gärtnerin ihrem Manne den Knaben entgegen geführt hatte, das war mehr, als er hoffen konnte.

Als er einige Sekunden so bewegungslos und stumm gestanden, sagte die Königin scherzend: „Ei, Väterchen, haben wir „denn getauscht, daß du jetzt stumm bist? oder willst du das „holde Knäblein nicht haben? Da sieh's nur einmal an, „wie schön es ist, und wie klug es schon in die Welt hinein „schaut!"

Noch konnte er nicht zu Worten kommen, aber er nahm das Kindlein auf seine Arme und betrachtete es. Dann küßte er es und küßte seine Gemahlin, und rief: „Jetzt bin ich „glücklich! bisher habe ich noch kein Glück gekannt." Die Königin hatte ihm das Kindlein wieder abgenommen, er aber konnte nun seine Freude nicht mehr mäßigen. Mit lautem Freudengeschrei stürzte er sich hinaus, rannte durch die Gänge seines Palastes, rief selbst alle Sclaven und Sclavinnen zusammen, und erzählte ihnen sein Glück. Auch seinen Schatzmeister ließ er herbeirufen, und befahl ihm, reiche Almosen unter die Armen auszutheilen; seinem Großwessir aber trug er auf, den Dienern der Religion hunderttausend Goldstücke anzuweisen, und ihnen aufzutragen, sie sollten in allen Tempeln ein Dankfest feiern. Auch sollte es durch die Herolde allem Volk verkündet werden, daß ihm der Himmel einen Kronprinzen geschenkt habe.

Nachdem er dies Alles angeordnet hatte, ging er wieder zu seiner Gemahlin zurück, und ergötzte sich lange an dem Anblicke seines Söhnleins. Dann wandte er sich zu ihr und sprach: „Wie war es aber möglich, daß du so lange ein so hartnäckiges „Stillschweigen beobachten konntest? oder wenn du wirklich „stumm warst, durch welches Wunder hast du die Sprache wieder erhalten?"

„Um dir Alles dies zu erklären," antwortete die Königin, „muß ich dir erzählen, wer ich bin und auf welche Art ich zu „dir kam." Sie setzten sich zusammen, und die Königin erzählte also:

2.

„Mein Name ist Gülnore, das bedeutet so viel als Rose. „Mein Vater ist todt. Er war einer der mächtigsten Seekönige, „und hinterließ das Reich meinem Bruder Saleh, was in deiner Sprache der Gute bedeutet. Bei diesem Bruder lebte ich „mit meiner Mutter, die auch die Prinzessin eines mächtigen „Seekönigs ist."

Der König fiel ihr aber in die Rede, und fragte sie, was

denn eigentlich ein Seekönig wäre, ob er etwa über ein Reich herrsche, das aus lauter Inseln bestehe?

„Nein," antwortete die Königin. „Wisse, daß unter dem „Meere auch noch Länder und Reiche liegen, die bewohnt sind, „wie die trockene Oberfläche der Erde. Die Meermenschen gehen „auf dem Grunde des Meeres umher, wie ihr auf dem Lande. „Was euch die Luft ist, das ist ihnen das Wasser. Ja, ihre „Kleider werden nicht einmal naß davon. Und sie haben noch „den Vorzug, daß sie auch außerhalb des Wassers auf dem Lande „leben können. Da des Meeres weit mehr ist als des Landes, „so sind auch ihre Reiche viel größer. Durch die Wassermasse „scheint die Sonne und der Mond hindurch, und es ist bei uns „so hell, als bei euch. Wir haben große volkreiche Städte, und „die Pracht unserer Gebäude übersteigt alle eure Begriffe; denn „bei uns findet man der edeln Steine weit mehr, als hier oben. „Wir brauchen keine Pferde und Wagen, um von einem Orte „zum andern zu kommen, sondern wir bewegen uns selbst viel „schneller, wohin wir wollen. Und unsere Sprache ist ein Ge„heimniß, das von dem großen Propheten Salomo herrührt; „wer sie versteht, versteht alle Sprachen der Völker der Erde. „In einem solchen Reiche auf dem Grunde des Meers lebte ich „bei meinem Bruder im schönsten Frieden, als plötzlich ein be„nachbarter Fürst mit seinem Kriegsheer hereinbrach, und das „Land eroberte. Da mein Bruder gar nicht gegen einen solchen „Ueberfall gerüstet war, mußten wir uns schnell nach einer Fe„stung flüchten, die so stark ist, daß sie noch niemal von „einem Feinde erobert werden konnte."

Er sann auf Mittel, seine Heere von hieraus in kriegerischen Stand zu setzen, um den Feind wieder aus dem Lande zu verjagen; doch zweifelte er noch an dem Gelingen. Darum nahm er mich eines Tages zu sich, und stellte mir vor, in welcher mißlichen Lage wir uns befänden. „Wenn mein Unternehmen „gegen den Feind scheitert," sagte er, „so müssen wir uns am „Ende doch aus Hungersnoth dem Feinde ergeben, und dann „ist die härteste Sclaverei unser Loos. Denn wohin wir auch „entfliehen wollten, er könnte uns überall verfolgen. Vor die„sem traurigen Geschicke möchte ich dich gerne sicher wissen. „Deßhalb wünschte ich, du könntest dich entschließen, einen Für„sten der Erde zum Gemahle zu erwählen. Bei deiner Schön„heit und dem Reichthume, den ich dir verschaffen kann, „wird jeder dieser Könige dich mit Freuden zu seiner Gemahlin „nehmen."

Dieser Vorschlag meines guten Bruders brachte mich anfänglich sehr auf. „Wie!" fragte ich ihn, „weißt du nicht, daß wir „Fürsten des Meeres weit erhabener und mehr sind, als die klei„nen Erdenfürsten? und du kannst mir zumuthen, ich sollte „mich so herablassen, einem solchen meine Hand zu geben?

„Weder unsere jetzige Bedrängniß, noch sonst irgend eine Noth, „soll mich dazu bringen. Lieber will ich mit dir sterben, als „mich so sehr herabwürdigen.“

Mein Bruder stellte mir vor, es gebe doch auch sehr mächtige Fürsten auf der Erde, und versuchte aufs Neue, mich dazu zu bereden. Ich ward aber immer hartnäckiger, und gab ihm durch meine eigenen Reden Anlaß, mich hart mit Worten zu strafen, und im Unwillen von mir zu gehen. Diese Behandlung, die ich noch nie erlitten, reizte mich so sehr auf, daß ich mich, ohne ein Wort von meinem Entschlusse zu verrathen, sogleich aus der Tiefe des Meeres erhob. Alle Meerbewohner können dies; wenn wir nur den Athem an uns halten, so schießen wir aus der Tiefe von einigen Meilen in wenigen Sekunden auf die Oberfläche des Wassers herauf, und nach welcher Richtung wir dann den linken Arm erheben, dahin bewegen wir uns.

Da ich vorher noch nie auf dem Lande über dem Wasser gewesen war, und keinen Ort noch Richtung kannte, wohin ich mich begeben wollte, so erhob ich den Arm auf gutes Glück, und kam so an eine Insel, welche die Mondinsel genannt wird.

Hier nahm ich mir vor, in stiller Einsamkeit einige Jahre zu bleiben. Die Gegend, in der ich lebte, war leer von Menschen, doch brachte sie so viele Früchte der besten Gattungen hervor, daß ich mich reichlich nähren konnte. Ich lebte ganz zufrieden. Allein mein Glück währte nicht lange. Als ich einst auf einem schönen Rasenplatze eingeschlafen war, kam ein Mann mit etlichen Dienern vorbei. Er sah mich, und ließ mich von seinen Dienern sogleich binden und ihm nachschleppen.

Als wir am zweiten Abende endlich in seine Wohnung kamen, stellte er mir vor, ich sey nun seine Sclavin, und müsse ihm in allen Stücken Gehorsam leisten. Wenn ich jedoch seine Gemahlin werden wollte, so wollte er mich gewiß auch als solche lieben und ehren. Ich erklärte ihm aber, daß ich lieber die niedrigste Magd des gemeinsten Taglöhners werden wollte, als seine Frau, und hoffte mich dadurch wieder zu befreien, daß ich mich bei erster Gelegenheit ins Wasser stürzte, um zu meinem Bruder und meiner Mutter zurückzukehren.

Dies gelang mir indessen sehr schlecht. Ich blieb zu meinem Schrecken auf der Oberfläche liegen, und sank nicht unter. Jetzt erst bemerkte ich, daß ich meinen Krystallring nicht anhatte. Ein solcher Krystallring besteht aus einem einfachen goldenen Reifchen mit einem plattgeschliffenen Bergkrystalle, in welchem der Name des großen Propheten Salomo eingegraben ist. Wer von uns Meerbewohnern einen solchen Ring am Finger hat, darf sich nur in das Meer werfen, so kommt er in wenigen Augenblicken nach seiner Heimath. Wer aber auf die Oberfläche des Meeres heraufkommt, ohne diesen Ring mitzunehmen, der

kann nie wieder in seine Heimath zurück; es sey denn, daß ihm ein Anderer, der einen solchen Ring trägt, die Hand reiche, indem sich Beide ins Meer werfen.

Hatte ich meinen Krystallring vergessen, als ich nach der Mondinsel herauffuhr, hatte ich ihn verloren, war er mir von dem Schändlichen, der mich im Schlafe überfallen hatte, genommen worden — ich weiß es nicht. Kurz, ich sah nun klar, daß ich so leicht nicht wieder in meine Heimath zurückkehren konnte, als ich mirs gedacht hatte.

Bald indessen ergab ich mich in mein Schicksal, auf der Erde bleiben zu müssen. Doch that ich damals ein heiliges Gelübde, nie die Gemahlin eines Erdenbewohners zu werden, wenn er nicht einer der mächtigsten Könige der Erde wäre, und von dem Augenblicke an keinen Laut meiner Stimme mehr zu geben, bis ich meinem Gemahle einen Sohn entgegen bringen könnte. Ich bekräftigte damals dies Gelöbniß mit dem heiligsten Schwure, und war fest überzeugt, daß mich kein Mann, geschweige denn gar ein mächtiger König, zur Gemahlin wählen würde, sobald er mich für eine Stumme hielt.

Daß ich damals im Meere nicht untersank, hatte den schändlichen Räuber, der mich gewaltsam mit sich geführt hatte, schon sehr befremdet, noch mehr war er bestürzt, als er sah, daß ich von der Stunde an das tiefste Schweigen beobachtete. Er glaubte, ich sey wirklich stumm, und bot mich endlich als Sclavin feil. Der Kaufmann, der mich hieher brachte, kaufte mich von ihm um tausend Goldstücke. Er war ein guter Mann, der mich auf der weiten Reise immer freundlich und mit großer Achtung behandelte.

Die Königin schloß ihre Erzählung mit diesen Worten: „Wie sich hier alle Umstände vereinigten, mich meines Gelübdes zu entbinden, weißt du. Es bleibt mir nichts zu sagen übrig, als daß ich mich in meiner Lage so glücklich fühle, als ich je zu werden wünschte, und daß ich meinen Krystallring nicht zurück wünsche, um nach meiner Heimath zurückzukehren, sondern nur, um einen kurzen Besuch bei den Meinigen zu machen, und mich mit ihnen zu versöhnen. Denn meinen Bruder habe ich im Unwillen verlassen, und meine Mutter durch mein übereiltes Verschwinden gewiß sehr tief gekränkt.“

Der König konnte ihr nicht genug seine Verwunderung über ihre Erzählung bezeugen. Er hatte zwar von den Wundern der Meereswelt und ihrer Bewohner auch schon zuweilen reden hören; da aber Niemand etwas Bestimmtes darüber sagen konnte, hielt er Alles für eitele Mährchen. Nun war er durch seine eigene Gemahlin von der Wahrheit jener Sagen überzeugt. Wie gerne hätte er ihr den Wunsch, sich mit ihren Verwandten zu versöhnen, befriedigt, wenn er nur Mittel und Wege gewußt hätte. Er berathschlagte noch mit ihr darüber.

Endlich fiel der Königin etwas ein. „Wenn du erlauben „willst, daß meine Verwandten alle zu mir hieher kommen, so „will ich ein Mittel versuchen," sprach sie, „wodurch ich sie „herzurufe. Meine Mutter hat mir's einmal in früher Jugend „gesagt. Es war mir bisher aus dem Gedächtnisse verschwun„den, und fällt mir eben zu guter Stunde wieder ein."

Der König freute sich, die Verwandten seiner Gemahlin kennen zu lernen, und bat sie, doch ja nicht zu zögern. Sie ließ sich sogleich eine Räucherpfanne mit glühenden Kohlen bringen. Der König mußte ihr nun sieben Haare ausziehen, und sich darauf in ein Seitenkabinet begeben, aus welchem er durch ein Glasfenster Alles mit ansehen konnte, was in dem Gemache seiner Gemahlin vorging.

Sie legte ein Haar auf die Kohlpfanne, und sprach dabei: „das ist für meine Mutter." Dann nahm sie das zweite Haar, legte es auf die Kohlen und sprach dabei: „das ist für meinen „Bruder Saleh." Zuletzt legte sie die fünf übrigen Haare darauf, und sprach: „diese sind für meine Muhmen." Die Haare verbrannten, sobald sie die Kohlen berührten, allein sie gaben einen so feinen Wohlgeruch von sich, daß er bis in das Nebengemach drang, wo der König das feinste Rosenöl zu riechen glaubte.

Kaum waren die Haare aber ganz verbrannt, so ging Gülnare, die Königin, an das Fenster und schaute nach dem Meere hinaus. Auch der König sah in seinem Gemache aus dem Fenster gegen das Meer. Da gewahrte er plötzlich, daß es in der Ferne hoch aufrauschte, und aus den Wellen erhob sich ein schöner, königlich geschmückter Jüngling; nach ihm erschien eine bejahrte, ehrwürdige Frau, und hinter ihr fünf schöne Jungfrauen. Sie schwebten Alle auf der Oberfläche des Meeres daher, als ob sie mit Flügelschnelle über die Wellen hinschritten; und als sie nun an das Felsenufer kamen, erhoben sie sich immer höher und höher, und schwebten zuletzt zum Fenster herein.

Alle umarmten Gülnaren mit Freudenthränen, jedes fragte, jedes erwartete gar nicht die Antwort, und stürmte mit neuen Fragen auf sie ein. Nach der ersten Freude des Wiedersehens bat sie endlich ihre Mutter kniefällig um Verzeihung über ihre Entweichung; auch ihren Bruder Saleh bat sie, ihr zu vergeben. Beide sagten ihr, welchen Kummer sie ihnen durch ihr Verschwinden verursacht habe, allein von Herzen vergaben sie ihr Alles aus Freude über das Wiedersehen.

Sie mußte ihnen hierauf erzählen, was ihr seit ihrer Entfernung begegnet war. Als sie ihnen sagte, daß sie zuletzt von dem Kaufmanne als Sclavin an den König von Persien verkauft worden wäre, fuhr ihr Bruder Saleh auf: „Wie? und „du hast dich nicht ins Meer gestürzt, um dieser unwürdigen „Behandlung zu entgehen? Komm denn nun, und kehre mit

„uns nach der Heimath zurück. Wir wohnen wieder sicher in „unserer Königsstadt. Den feindlichen Eroberer habe ich besiegt, „und mein Reich ist schon längst wieder frei."

Dem Könige klopfte bei diesen Worten das Herz ganz ängstlich; denn er fürchtete schon, seine Gemahlin möchte sich entschließen, mit ihren Verwandten nach ihrer Wasserheimath zurückzukehren. Sie nahm ihm aber bald diese Furcht. „Nein," sprach sie, „ich zürnte dir, mein Bruder, als du mir den Rath „gabst, ich sollte mir einen Erdenkönig zum Gemahl wählen, „und nun möchte ich dir wieder zürnen, da du mir den Rath „gibst, ihn zu verlassen." Sie erzählte ihnen nun, wie glücklich sie mit dem Könige von Persien gelebt habe, und zeigte ihnen zuletzt auch ihren Sohn, von dem sie sich ja doch nicht trennen konnte.

„Meine Schwester," sprach da Saleh, „ich kannte dein „Glück nicht, als ich dich wieder mit mir nehmen wollte. Nun „aber würde ich dich verachten müssen, wenn du dich entschließen könntest, einen so edeln Mann zu verlassen, wie dein Ge„mahl nach deiner Beschreibung seyn muß." Auch ihre Mutter stimmte damit ein, küßte sie auf die Stirne und sprach, indem sie ihr die Hände aufs Haupt legte: „Sey glücklich mit „ihm! des Himmels Segen ruhe auf euch!"

Gülnare klatschte nun in die Hände, und als ihre Sclavinnen erschienen, befahl sie, einen Tisch mit Erfrischungen zu bringen. Schnell war ihr Befehl ausgerichtet, und sie bat ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Muhmen, sie sollten sich doch mit ihr zu Tische setzen. Diese aber standen, sahen sie an, wurden über und über roth, und auf einmal fuhren ihnen zu Mund und Nasen lange Feuerstrahlen hervor.

Der König erschrak darüber so sehr, daß er unwillkührlich von dem Fenster zurück fuhr, durch welches er Alles mit angesehn hatte. Gülnare wußte aber wohl, was diese Flammen bedeuteten, und ging darum schnell zu ihrem Gemahle. „Komm, „komm," rief sie, „daß ich dich meinen Verwandten vorstelle. „Sie brennen vor Verlangen, dich zu sehen."

„Ja, daß sie brennen, hab' ich gesehen," antwortete der König von Persien; „allein ich gestehe, daß ich mich vor die„sen Flammen aus ihren Nasen ein wenig fürchte. Wenigstens „wäre mir gar nicht angenehm, so von ihnen zum Willkomm „geküßt zu werden."

Die Königin beruhigte ihn aber und erklärte ihm mit fröhlichem Lachen, diese Flammen seyen bei ihren Anverwandten nur ein Zeichen ihres Unwillens über sie gewesen, weil sie ihnen zugemuthet habe, in seinem Palaste zu essen, ehe sie noch die Ehre genossen, seine Bekanntschaft zu machen. Hierdurch beruhigt, folgte ihr der König in ihr Zimmer, wo sie ihn ihren Verwandten vorstellte. Diese warfen sich sogleich ehrerbietig

mit dem Antlitz auf die Erde. Aber der König wollte dies nicht dulden; er hob sie Alle auf, umarmte sie und sagte ihnen, wie glücklich er sich schätze, die Verwandten seiner theuern Gülnare bei sich zu sehen.

Sie setzten sich hierauf zu Tische, und es wurde noch viel über die Schicksale der Königin Gülnare gesprochen. „Euch ist „sie vom Himmel zur Gemahlin bestimmt gewesen,“ sprach König Saleh. „Schon als sie noch Kind war, haben sich mehrere „der mächtigsten Seekönige von uns das Versprechen erbitten „wollen, daß wir sie ihnen dereinst zur Gemahlin geben wollten. Wir haben sie aber immer so zärtlich geliebt, daß wir „uns nie entschließen konnten, weil uns ein solches Versprechen „an die künftige Trennung von ihr schmerzlich gemahnt hätte.“

Unter diesen Erzählungen und manchen andern ernsten und ergötzlichen Gesprächen ging der Abend hin, und der König von Persien führte hierauf seinen Schwager Saleh, den er sehr lieb gewonnen hatte, selbst in sein Schlafgemach. Die Königin Gülnare wies ihrer Mutter und den fünf Muhmen auch selbst ihre Schlafstellen an.

3.

Die folgenden Tage gingen unter den glänzendsten Festlichkeiten hin, die der König zur Ehre seiner geliebten Besucher veranstaltet hatte. Eines Tages aber hatte er außer den Verwandten seiner Gemahlin auch die obersten Kronbeamten und die Räthe seines Reiches zu Tische geladen. Denn er wollte an jenem Tage seinem Sohne einen Namen geben.

Nach dem prächtigen Mahle ließ er das Kindlein bringen, nahm es selbst auf seine Arme, und trug es im ganzen Saale herum, es allen Anwesenden zu zeigen. Alle freuten sich über die Schönheit des Prinzen und über sein gesundes Aussehen. Viele sagten, indem sie ihn betrachteten: „Er liegt da, wie der „Vollmond.“ Als der König nun bei Allen herumgegangen war, stieg er auf seinen Thron; die Anwesenden aber stellten sich ein Jeder nach seiner Würde im weiten Halbkreise um ihn her. Zunächst aber standen ihm Saleh mit seiner Mutter und seinen Muhmen, und bei ihm auf dem Throne saß Gülnare, seine Gemahlin.

Und als nun tiefes Schweigen umher herrschte, erhob er seine Stimme und sprach: „Ich habe euch zwar geladen, daß „ihr von mir hören solltet, wie ich meinen Sohn benenne; doch „habt ihr mir zuerst seinen Namen genannt. Dem Vollmonde „habt ihr ihn Alle verglichen, und Beder soll er heißen; das „bedeutet ja in unserer Sprache den Vollmond.“ Alle, die zugegen waren, bezeugten ihr Wohlgefallen an diesem Namen, denn einen passendern zu finden, hielt Jeder für unmöglich.

Der König aber hatte beschlossen, sich auch an diesem Tage noch einmal dankbar gegen den Himmel zu bezeugen, und theilte

abermals große Almosen unter die Armen aus; die Gefangenen ließ er aus den Gefängnissen los; seinen Sclaven und Sclavinnen ertheilte er die Freiheit, die Diener der Religion bedachte er mit reichen Schenkungen, und allem Volke gab er ein großes Fest, das mehrere Tage dauerte, und Jedem, der daran Theil nahm, wurde noch ein bedeutendes Geschenk mit nach Hause gegeben.

Auch nachdem diese Festlichkeiten vorüber waren, blieben Gülnarens Verwandte, auf des Königs dringende Bitten, noch einige Tage bei ihnen. Da begab es sich einst, daß sie eines Nachmittags in traulichen Gesprächen beisammen saßen, und die Amme mit dem kleinen Prinzen herein trat. König Saleh hatte ein außerordentliches Wohlgefallen an dem Sohne seiner lieben Schwester Gülnare, und nahm ihn der Amme sogleich vom Arme. Er trug ihn mehreremal in dem Zimmer auf und ab, und sang, indem er ihn dabei linde auf den Händen wiegte.

Je länger er das Kind ansah und es umhertrug, je größere Freude schien er an ihm zu gewinnen, und auf einmal sprang er mit ihm zum Fenster hinaus und stürzte sich unter in das wogende Meer. Der König von Persien brach in lautes Jammergeschrei aus, denn er glaubte, sein Sohn sey verloren, und er werde ihn nie wiedersehen. Es war ihm unbegreiflich, daß seine Gemahlin so ruhig da saß, und sich gar nicht zu grämen schien. Er machte ihr zärtliche Vorwürfe darüber. Sie antwortete ihm aber lächelnd: „Beruhige dich nur, mein lieber Freund, dein „Beder ist dir nicht verloren. Sein Oheim hat den Krystallring „an dem Finger, und mein Söhnlein hat von mir die Eigen„schaft geerbt, daß es auch unter dem Wasser leben kann, wie „seine Mutter."

Alles Zusprechen half aber nichts. So lange der König seinen Beder nicht wieder sah, konnte er seine Angst nicht verbergen. Endlich sah er das Meer aufschwellen. Saleh erhob sich daraus; den Prinzen trug er noch auf seinem rechten Arme, mit dem linken zeigte er nach dem Palaste, und so schwebte er wieder zum Fenster herein.

Schnell nahm ihm der König von Persien sein Söhnlein ab, und betrachtete es, ob es auch noch lebe. Dann rief er, sich von seiner Angst erholend, aus: „Dem Himmel sey Dank! „er athmet so ruhig als zuvor." Der König Salah lachte herzlich über die Angst des Vaters, und sprach: „Der Sohn einer „Meersbewohnerin wird doch unter den Fluthen des Meeres „leben können! Ich habe natürlich die Vorsicht bei ihm ge„braucht und über ihn den Segen gesprochen im Namen des „großen Propheten Salomo, wie man ihn bei uns sogleich über „die kleinen Kinder spricht, und nun besitzt er alle Vorzüge, die „wir vor euch Erdenbewohnern voraus haben. Drunten in „meinem Palast habe ich ihm auch einen Krystallring angehängt,

„den soll er tragen, wenn er herangewachsen ist, und dann kann „er, so oft er will, in das Meer tauchen und unsere großen „Reiche durcheilen.“

Während dieser Worte stellte der Seekönig auch einen ziemlich großen Kasten hin, der sehr schön aus Perlenmutter gearbeitet war, und den er, an einer schweren goldenen Kette befestigt, vor sich getragen. Er öffnete ihn mit einem kleinen Schlüssel, nahm vier kleinere Kästchen heraus, und stellte sie vor den König von Persien und Gülnare. Indem er jedem vorn mit dem Finger einen leichten Druck gab, sprang der Deckel auf, und sie sahen in dem einen lauter Diamanten von der Größe eines Taubeneies, in dem zweiten Rubine von derselben Größe, in dem dritten noch größere Smaragde, und das vierte enthielt dreißig Perlenschnüre, zehn Fuß lang, und alle Perlen waren von einer Größe, wie sie der König von Persien noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Er konnte nicht begreifen, was sein Schwager mit diesen ungeheuern Reichthümern wollte, die an Werth nicht nur den Reichthum seiner Schatzkammern, sondern sein ganzes Königreich überstiegen.

Saleh nahm aber wieder das Wort: „Es will sich nicht „geziemen, daß die Schwester eines mächtigen Königes der Meereswelt wie eine Bettlerin bei ihrem Gemahle wohne, Alles „seiner Großmuth verdankend. Ich habe darum dieses kleine „Geschenk für sie in meinem Palaste geholt, um Euch, meinem „lieben Schwager, zu zeigen, daß es nicht an unserm Willen „fehlte, sie auszustatten, wie es einer Königstochter geziemet. „Wir wußten aber nicht, wo sie hingekommen, als sie von „Euch zur Königin erhoben ward. Was damals versäumt wurde, „will ich jetzt nachholen.“

Der König von Persien war über dies Geschenk so erstaunt, daß er Bedenken trug, es anzunehmen. Doch fürchtete er seinen Schwager zu beleidigen, wenn er es ausschlüge. Er sagte ihm dies, und äußerte, diese Schätze seyen für ein freundschaftliches Geschenk wirklich zu groß. Saleh versicherte ihn aber, daß Edelsteine und Perlen von dieser Größe in seinem Reiche etwas ganz Gewöhnliches wären, daß er sehr ergiebige Gruben in seinem Lande habe, die ihm eine große Menge noch größerer Steine lieferten, und beruhigte ihn dadurch erst über die Größe dieses Geschenks.

Seiner Schwester Gülnare gab er auch ihren Krystallring wieder; sie hatte ihn auf ihrem Putztische liegen lassen, als sie sich aus der Tiefe des Meeres auf die Mondinsel erhob. Nach etlichen Tagen beschloßen die Verwandten Gülnarens, nach ihrem Königreiche heimzukehren, wohin sie sehr wichtige Angelegenheiten zurück riefen. Sie versicherten den König von Persien beim Abschiede, daß sie so vergnügt an seinem Hofe gelebt hätten, daß sie recht gerne ihr ganzes Leben bei ihm zubringen

konnten. Der Abschied von Gülnaren kostete ihr und der alten Königin viele Thränen. Saleh schalt sie aber mit gutmüthigem Scherze: „Was weint ihr denn?“ sprach er, „könnt „ihr euch nicht in wenigen Sekunden immer schon sehen, wenn „es euch einfällt, beisammen zu seyn?“

Sie luden Gülnaren ein, sie oft zu besuchen, und auch ihren Gemahl sollte sie mitbringen und ihren Sohn. Der König verwahrte sich aber feierlichst dagegen, und versicherte, er möchte ihnen ums Leben gerne die Freude, die ihr Besuch ihm gewährt, durch einen Gegenbesuch an den Tag legen, er fühle aber einen gewissen natürlichen Widerwillen gegen das Wasser; sie möchten sich also nicht daran stören, wenn er ihren Besuch nicht erwiedere, sondern ihn recht oft durch ihre Gegenwart erfreuen.

Da sie wußten, daß er als ein Erdenbewohner in seinem Mannesalter sich nicht mehr an das Element des Wassers gewöhnen könnte, sagten sie ihm dies freundlich zu; indem sie ihm, seiner Gemahlin und dem Prinzen Beder noch ein Lebewohl zuriefen, erhoben sie sich und schwebten zum Fenster hinaus. Sanft ließen sie sich in der Nähe des Palastes auf die Meeresfläche nieder und versanken unter dieselbe.

Der König von Persien sah ihnen mit seiner Gemahlin nach, und als sie sich nun wieder zurückwandten, sprach er: „Wenn „mir der glaubwürdigste Mann diese Wunderdinge erzählt hätte, „die ich seit der Ankunft deiner Verwandten selbst gesehen und „erlebt habe, so würde ich ihn für verrückt oder für einen Lüg„ner gehalten haben. So lang ich lebe, werde ich dem Him„mel für die Gnade danken, daß er dich vor allen Fürsten der „Erde mir zugeführt, und mein Leben durch dich beglückt hat.“

Der Prinz ward indessen an dem Hofe unter den Augen des Königs von Persien aufs sorgfältigste erzogen, und entwickelte sich an Geist und Körper so schnell und schön, daß er täglich die Freude seiner Eltern vermehrte. Er war der schönste Knabe, den man je in Persien gesehen, stets war er eines heitern und doch sanften Gemüthes; was er that, trug das Gepräge der Anmuth. Dabei zeigte sich schon frühe in allen seinen Worten ein so richtiger Verstand, daß ihn selbst seine Lehrer bewundern mußten.

Alle Wissenschaften erlernte er schnell; in allen Leibesübungen, die seinem Stande geziemten, übertraf er bald alle Landesleute, und er zeigte dabei eine solche Gewandtheit und Anmuth, daß sich stets eine große Menge Volkes versammelte, wenn er sich übte.

Er hatte jetzt das fünfzehnte Jahr angetreten, und war in allen Wissenschaften so unterrichtet, daß er die Weisen seines Landes übertraf. Dabei besaß er einen so seltenen Scharfsinn, so außerordentliche Klugheit, daß sein Vater sich entschloß, ihm

die Regierung abzutreten. Denn ihn drückte schon das nahende Alter, und er wünschte sich in Ruhe seines Sohnes zu freuen. Er war überzeugt, daß dieser mit seinen Vorzügen, verbunden mit der frischen Kraft der Jugend, das Volk noch mehr beglücken werde, als er selbst. Auch hatte Prinz Beder durch seine Schönheit und wohlwollende Freundlichkeit, womit er Jedermann begegnete, schon Aller Herzen für sich gewonnen.

Der Tag seines Regierungsantrittes ward bestimmt. Alle Unterkönige des großen persischen Reiches mußten erscheinen, die Wessire und Räthe, alle Vorsteher der höchsten Gerichte; auch Gülnarens Mutter und ihr Bruder Saleh waren zu dem hohen Feste geladen und erschienen.

Als Alle versammelt waren und ihre angewiesenen Plätze in dem Kronsaale eingenommen hatten, stieg der König von seinem Throne herab, nahete sich dem in der Mitte knieenden Prinzen Beder, setzte ihm die Krone auf das Haupt, reichte ihm den Zepter und führte ihn auf den Thron. Dann sprach er, seine Hand fassend: „Alle meine königliche Gewalt lege ich vor diesen Zeugen in diese Hand, und huldige ihr, als erster Unterthan des persischen Reiches.“ Er neigte sich vor seinem Sohne Beder, küßte ihm die Hand, und setzte sich eine Stufe niedriger zur Seite des Thrones.

Hierauf erhoben sich die Unterkönige des Reiches und die Statthalter der entferntesten Provinzen, dann die Wessire, die Emire, die Vorsteher der obersten Gerichte, die Führer der Leibwache, und Alle die zugegen waren, Jeder nach seinem Range, und Alle leisteten mit ungeheuchelter Freude den Eid der Treue.

Nach dieser Feierlichkeit trug ihm der Großwessir verschiedene Angelegenheiten vor, deren baldige Entscheidung gerade nothwendig war, und er richtete darin mit solchem Scharfsinn, daß sich alle Anwesenden, vorzüglich sein Vater und seine Mutter mit ihren Verwandten, darüber erstaunten und ganz entzückt über ihn waren.

Als diese Geschäfte abgethan waren, sprach er zu der Versammlung: „Es könnte zwar scheinen, als habe ich für die „kurze Zeit meiner Regierung jetzt schon genug gethan, allein, „da ich mich in meinem Reiche als einen Arzt ansehe, das Reich „aber als den Kranken, dünkt mir, ich müsse einige Eiterbeu„len, die ich an ihm entdeckte, nicht weiter um sich fressen las„sen, und so die unangenehme Kur auf einen andern Tag hin„ausschieben, sondern lieber gleich heute das Messer ansetzen, „um sie auszuschneiden.“

Er rief hierauf die Namen einiger Statthalter auf, und fuhr fort: „Euch vergleiche ich dem giftigen Wurme, der sich in „manchen heißen Erdgegenden unter die Haut ihrer Bewohner „einfrißt und das gute Blut des Körpers in Eiter und Ge„schwüre verwandelt. Euch muß ich darum sogleich herausschnei-

„den und eine heilende Salbe auf die leidende Stelle legen.“ Er entsetzte sie ihrer Würde, und besetzte ihre Stellen mit Männern, die allgemein als redlich und weise gekannt und geschätzt waren.

Einstimmig ward er von den Uebrigen um dieser Handlung willen erhoben. Die abgesetzten Statthalter hatten ihre Gewalt zum höchsten Nachtheile ihrer Provinzen aufs schändlichste mißbraucht, und waren allgemein als habsüchtige Tyrannen verachtet. Nur dem alten Könige hatte man bisher ihre Schändlichkeit verschwiegen, weil ihn Niemand mit der Entdeckung dieses Mißgriffs, den er bei Besetzung jener Statthalterschaften gethan, kränken wollte.

Der König Beder entließ hierauf die Versammlung. Und als sie nun allein waren, schloß ihn seine Mutter in ihre Arme und segnete ihn. Auch seine Großmutter, sein Oheim Saleh, seine Muhmen und sein Vater umarmten ihn abwechselnd, und wünschten ihm eine lange glückliche Regierung zum Segen seines Volkes.

4.

Nachdem König Beder ein Jahr lang die Geschäfte seiner Regierung aufs sorgfältigste verwaltet und das Glück seiner Unterthanen mit größter Gewissenhaftigkeit befördert hatte, übertrug er die oberste Gewalt einer eigens dazu erwählten Rathsversammlung, in welcher sein Vater den Vorsitz führte. Er selbst aber verließ die Hauptstadt, und besuchte die verschiedenen Provinzen seines Reiches, um sich an Ort und Stelle von dem Zustande der Dinge zu überzeugen, und den Mängeln abzuhelfen. Er verließ keine Gegend, ohne den Segen seiner Untergebenen mitzunehmen.

Ein ganzes Jahr brachte er auf dieser Reise zu. Kaum war er aber zurückgekehrt, so fiel sein Vater in eine so gefährliche Krankheit, daß er selbst keine Hoffnung seiner Genesung mehr hegte. Vor seinem Hinscheiden ließ er noch alle die Großen des Reiches vor seinem Krankenlager versammeln, und nahm noch einmal von ihnen das Versprechen der beständigen Treue für seinen Sohn Beder. Alle schwuren ihm, sie wollten freudig Gut und Leben für ihn lassen. Bald darauf starb er zur großen Betrübniß seines Sohnes und seiner Gemahlin Gülnare. Es wurde ihm ein königliches Leichenbegängniß gehalten und ein prächtiges Grabmal erbaut.

Nach der Sitte des Landes beweinte Beder seinen Vater einen ganzen Monat lang, ohne sich vor Jemand sehen zu lassen, als vor seiner eben so sehr betrübten Mutter und ihren mit ihr trauernden Verwandten, die ihr zum Troste gekommen waren. Gerne hätte er sich noch einige Zeit seiner tiefen Trauer überlassen, doch durfte er nicht länger die Geschäfte seines Reiches vernachlässigen, und ließ seinen Großwessir vor sich kommen. Dieser stellte ihm vor, wie nothwendig es wäre, daß er sich seinem Volke wieder zeigte, denn es traure herzlich mit ihm, und

fürchte nun auch für seines geliebten jungen Königes Gesundheit, da er sich einer so anhaltenden Trauer überlassen habe.

Sogleich legte Beder seinen königlichen Schmuck an, und zeigte sich von der Zinne des Palastes dem versammelten Volke. Von nun an besorgte er auch die Geschäfte der Regierung wieder so sorgfältig, als habe er nur Aufmerksamkeit für das Wohl seiner Unterthanen, obgleich ihm in der Tiefe des Herzens der Schmerz über den Verlust seines Vaters noch täglich neue Wunden schlug. Einige Jahre vergingen indessen, bis er die wehmüthige Stimmung gänzlich verlor, doch bewahrte er das Andenken an seinen Vater sein ganzes Leben hindurch in seiner frommen Seele.

Häufig waren in dieser Zeit auch die Verwandten seiner Mutter an seinem Hofe gewesen, auch hatte seine Mutter Gülnare einigemal ihre Heimath unter dem Meere besucht. Doch war sie immer bald wieder zurückgekommen; die Liebe zu ihrem Sohne hatte sie nie lange verweilen lassen.

Da geschah es eines Abends, daß sie mit dem Könige Saleh, der auch gekommen war, nach der Mahlzeit in traulichen Gesprächen beisammen saßen. Saleh begann zu rühmen, wie allgemein die weise Regierung Beders sogar in den entferntesten Reichen der Welt als ein Vorbild hoch geachtet werde. Obgleich der Oheim diese Rede mehr gegen Gülnaren gerichtet hatte, so erröthete König Beder doch darüber, und hätte ihm gerne geboten nicht weiter davon zu reden, wenn es sich geschickt hätte, daß er, als der jüngere, seinem bejahrten Oheim etwas verweisen wollte.

Er wandte sich deßhalb um, lehnte sein Haupt auf ein Polster und that, als ob er schlafe. Da Saleb aber einmal mit dem Lobe seines Lieblings angefangen hatte, konnte er gar nicht mehr damit fertig werden. Er erhob auch seine schöne Gestalt, und behauptete, seines Gleichen fände sich nirgend in der ganzen Welt. „Es ist Schade," fuhr er fort, „daß er einmal eine „Gemahlin wählen muß, die nicht alle die Vorzüge besitzt, die „ich an ihm schätze; denn wo fänden wir eine Jungfrau, die „solche Vorzüge des Geistes und Herzens mit einer solchen „Schönheit verbindet? Und doch ist es Zeit daran zu denken, „daß er sich eine Gemahlin wähle."

Auch Gülnare sprach sehr angelegentlich von der Wahl einer Gemahlin für ihren Sohn, und bat ihren Bruder, er möge doch ernstlich darüber nachdenken, ob er ihm keine Jungfrau vorzuschlagen wisse. „Ja," antwortetete Saleh, „ich weiß eine. „Doch sieh erst, ob dein Sohn auch fest schläft, weil es gefähr„lich ist, einem Wachenden ihren Namen zu nennen."

Gülnare ging hin, und beugte sich über den König Beder, und da er ihr wirklich fest zu schlafen schien, setzte sie sich wie-

der zu ihrem Bruder, und fragte neugierig: „Warum ist es „gefährlich, ihren Namen einem Wachenden zu nennen?"

„Man weiß nicht, wie es kommt," antwortete Saleh, „aber sobald ein junger König den Namen nur einmal hört, so „setzt er sich fest vor, diese Jungfrau müsse durchaus seine Ge„mahlin werden. Allein ihr Vater, der mächtige Seekönig von „Samandal, ist so übermüthig, daß er noch Alle, die sich „um die Hand seiner Tochter beworben, mit solchem Hohne abge„wiesen, daß sie ihren Groll nicht unterdrücken konnten, son„dern ihn immer bekriegten. Allein die Folge war, daß Sa„mandal sie aus ihrem Lande verjagte und sein Reich nun noch „mit dem ihrigen vergrößerte. Aber die Prinzessin Edelstein, „oder Giauhare, wie sie genannt wird, wäre allerdings eine „Frau für deinen Beder."

Gülnare erinnerte sich selbst, sie bei ihren Besuchen in den Reichen des Meeres einmal zufällig gesehen zu haben, und stimmte ihrem Bruder nicht nur völlig bei, sondern rathschlagte auch mit ihm, wie sie es anfangen wollten, die Einwilligung des hoffärtigen Königs von Samandal zu erlangen.

„Ich will selbst zu ihm gehen," versprach Saleh, „und „Alles versuchen. Mich hat er von jeher noch vor allen andern „Seekönigen ausgezeichnet, und ich gebe die Hoffnung auf seine „Einwilligung nicht auf. Vor Allem aber ist es nothwendig, „daß wir gegen deinen Sohn das strengste Stillschweigen beob„achten, bis wir diese Einwilligung haben." Sie sprachen noch weiter darüber, und Saleh nahm sich vor, gleich am andern Morgen in sein Reich zurückzukehren, und sein Glück bei dem Könige von Samandal zu versuchen.

König Beder hatte aber nicht geschlafen. Aufmerksam hatte er das ganze halblaute Gespräch seiner Mutter und des Oheims mit angehört, und der Name Giauharens hatte schon seine Zauberwirkung gethan. Kaum hatte er ihn gehört, so nahm er sich auch sogleich fest vor, die Prinzessin Edelstein müsse durchaus seine Gemahlin werden.

Als Saleh am andern Morgen Abschied nehmen wollte, bat ihn Beder so dringend, er möchte noch einen Tag bleiben, einer Jagd mit beizuwohnen, die er angeordnet habe, daß der Oheim seiner Bitte nachgab. Beder hatte sich aber vorgenommen, ihm zu entdecken, daß er das ganze Gespräch gestern Abend mit angehört, und welchen festen Vorsatz es in seiner Seele hervorgebracht habe. Vor Allem wollte er ihn noch recht dringend beschwören, sich diese Sache recht angelegen seyn zu lassen, und sogleich nach seiner Ankunft in der Tiefe des Meeres zu dem Könige von Samandal zu gehen.

In dem Hin- und Hertreiben der Jagd war Beder mehrmals mit seinem Oheim allein; doch so oft er ihm sein Anliegen vortragen wollte, fehlte ihm der Muth dazu. Vor Allem schämte

er sich, ihm zu gestehen, daß er sich nur schlafend gestellt und so das Gespräch mit angehört hätte. Als aber endlich die Lust der Jagd den König Saleh mit hinweg gelockt hatte, und auch keiner seiner Leute zugegen war, stieg Beder von seinem Pferde, band es an einen Baum, und setzte sich in den Schatten nieder. Ganz schwermüthig vor sich hinsehend, hing er seinen Gedanken nach, und sprach zuletzt laut mit sich selbst.

So traf ihn der König Saleh an, als er, ihn aufsuchend, zurück kehrte. Beder bemerkte ihn nicht, und fuhr in seinem Selbstgespräche also fort: „Nein, ich ändere meine Gesinnungen „nicht. Hartnäckig will ich darauf beharren. Giauhare, Edel„stein, du mußt meine Gemahlin werden, oder ich sterbe von „der Rache deines Vaters."

Bei diesen Worten näherte sich ihm sein Oheim und sprach: „Wie es scheint, mein lieber Beder, hast du mein Gespräch mit „deiner Mutter gestern belauscht. Ich glaubte, du schliefst, sonst „wäre ich vorsichtiger gewesen." Mit Schaamröthe gestand ihm Beder, daß er Alles gehört, und nun schon die Wirkung des gefährlichen Namens fühle; auch sagte er ihm unverholen, warum er ihn noch aufzuhalten gesucht habe.

Vergebens suchte Saleh, ihn auf andere Gedanken zu bringen, Beder wurde immer nur dringender, und verlangte nun gar, der Oheim sollte ihn mitnehmen, damit er die Prinzessin wenigstens zu sehen bekäme, deren Name schon so zauberisch auf ihn wirke. Und da sich dieser weigerte, machte er ihm die härtesten Vorwürfe über seine Grausamkeit.

„Ich wollte dich gerne mitnehmen," antwortete Saleh, „allein es ist für einen jungen König bedenklich, sein Reich zu „verlassen." Da er dieses Hinderniß durch die Treue seiner Wessire und der Beamten seines Hofes und Reiches gehoben glaubte, verwies er ihn auf seine Mutter, und versprach, ihn ohne Widerrede mitzunehmen, wenn Gülnare darein willigte. Da Beder aber überzeugt war, daß diese gewiß nicht in eine solche Reise willigen werde, so klagte er noch bitterer über die Grausamkeit seines Oheims, und verlangte, er solle ihn jetzt gleich in sein Reich unter dem Meere mitnehmen, und ihm dadurch beweisen, daß er ihn wirklich so sehr liebe, wie er immer versichert habe.

Saleh wußte keinen Ausweg mehr. Er fragte ihn, ob er seinen Krystallring bei sich habe? und da ihn Beder eben am Finger trug, faßte er ihn mit der Rechten um den Leib, erhob seinen linken Arm nach der Gegend des Meeres, und sprach: „Mach's, wie ich, und halte dabei nur einige Sekunden den „Athem!" Er that es, und alsbald erhoben sich Beide über den Wald in die Luft, und schwebten nach dem nahen Meere. Hier stürzten sie sich in die Wellen und verschwanden.

Sobald sie in dem Palaste des Königes Saleh anlangten,

führte der Seekönig den jungen König von Persien in die Gemächer der alten Königin, und Beder begrüßte sie mit ehrerbietiger Herzlichkeit. Freudig umarmte sie ihn, und sprach: „Ich frage dich nicht nach deiner Gesundheit, denn dein Aussehen bestätigt dein Wohlbefinden; sage mir aber, was macht „meine Tochter, deine Mutter Gülnare?" Beder scheuete sich, ihr zu sagen, daß sie nichts von seinem Besuche wisse, sondern versicherte sie, seine Mutter befinde sich sehr wohl, und habe ihm viel Herzliches an seine Großmutter aufgetragen.

Er ward hierauf auch zu seinen Muhmen geführt, und während er sich mit ihnen unterhielt, führte Saleh seine Mutter in ein Nebenkabinet, und erzählte ihr die Veranlassung zu seinem Besuche.

Die alte Königin erschrak über die Unvorsichtigkeit, womit ihr Sohn den zauberischen Namen Giauhareus in Gegenwart des jungen Königs ausgesprochen hatte. „Glaubst du," sprach sie, „der König von Samandal werde dir anders begegnen, „als allen denen, welchen er schon seine Tochter mit Hoffart „verweigert hat? Willst du dich dann auch in einen Krieg mit „ihm einlassen, damit er dich auch aus deinem Reiche treibe?"

Saleh versicherte sie nochmals, daß er unschuldig sey, da Beder sich schlafend gestellt, und so den Namen gehört habe. Da indessen der Fehler einmal geschehen sey, meinte er, er dürfe nichts unversucht lassen, ihm die Einwilligung des Königs von Samandal zu verschaffen.

So ungern es die alte Königin that, so mußte sie am Ende doch ihre Einstimmung geben, da es darauf ankam, die Ruhe und Zufriedenheit ihres Enkels wieder herzustellen. „Du kennst „aber," fuhr sie fort, „den Uebermuth des Königs von Samandal; darum sorge ja, daß du ihm alle denkbare Höflichkeit „bei deinem Besuche erweisest. Ich will selbst für ein ansehnliches Geschenk sorgen, welches du ihm überbringen mußt."

Am nächsten Morgen überreichte sie ihm ein schönes Kästchen, welches mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen angefüllt war, und mit diesem begab er sich in Begleitung einiger Offiziere von seiner Leibwache, von den heißesten Segenswünschen Beders und seiner Mutter begleitet, in die Hauptstadt des Königs von Samandal. Er ließ sich sogleich bei dem Könige melden, und ward auch alsbald zur Audienz gerufen.

Als er in den Thronsaal eintrat, erhob sich der König von seinem Throne, Saleh aber warf sich vor ihm auf die Erde, und wünschte ihm Heil und Segen zu allem seinem Beginnen. Nachdem ihn der König aufgerichtet, und ihn zu sitzen genöthigt hatte, fragte er ihn, was ihn hierher bringe, und ob er ihm etwa in irgend einer Sache dienen könne?

Da stand Saleh abermal von seinem Sitze auf, neigte sich

dreimal tief vor ihm, und sprach: „Die hohe Weisheit und die „ausgezeichnete Tapferkeit, wodurch sich der große König von „Samandal die Hochachtung aller Könige und Völker erwor„ben, hat auch mein Herz zu solcher Bewunderung hingerissen, „daß ich seinem Drange nicht länger widerstehen konnte, ihm „die Huldigung meiner Ehrfurcht darzubringen. Ich wünschte „Euch dies durch die That zu bezeugen." Bei diesen Worten nahm er einem seiner Offiziere das Kästchen ab, öffnete es, und überreichte es ihm. „Nehmt," sprach er dabei, „dies kleine „Zeichen meiner Gesinnungen gütig auf."

Der König von Samandal war über dieses reiche Geschenk sehr verwundert. Er nahm es mit beifälligem Lächeln an, und sprach: „Eine so ansehnliche Gabe verräth mir, daß Ihr mir „eine Bitte vorzutragen habt, an deren Erfüllung Euch unge„wöhnlich viel gelegen ist. Mit Vergnügen werde ich sie er„füllen; sprecht, womit kann ich Euch dienen?"

„Ihr habt richtig bemerkt," erwiederte Saleh, „ich habe „eine sehr angelegentliche Bitte, und Eure Versicherung und „allgemein gerühmte Großmuth macht mich so dreist." — Ehe er noch ausgeredet hatte, rief der König: „Nur gesagt! ich bin „bereit Euch zu helfen, wenn es nur angeht. Sprecht frei vom „Herzen!" Saleh dankte ihm aufs Neue für diese Zusage, und sprach: „So wage ichs denn, Euch zu bitten, mich und die „Meinigen mit der Verwandtschaft mit Eurem ruhmvollen und „preiswürdigen Hause durch Verheirathung Eurer weit geprie„senen Tochter Giauhare zu beglücken."

In ein lautes Hohngelächter brach aber bei diesen Worten der König von Samandal aus. Lange dauerte es, bis er sich von seinem Polster wieder aufrichtete, worauf er sich im Lachen zurückgeworfen. Dann sprach er mit spöttischer Miene: „Bisher, mein guter König Saleh, habe ich Euch für einen „wohlbedächtigen und vernünftigen Mann gehalten. Allein „jetzt sehe ich, daß auch Ihr in Euren alten Tagen noch zum „Thoren worden seyd. Ihr! Ihr und meine Tochter! Ha„haha! Im Traume hätte Euch solch ein Gedanke nicht kom„men können, wenn Ihr nicht zum Tollhause reif wäret."

Kaum konnte Saleh seinen Zorn unterdrücken. Dennoch mäßigte er ihn, und antwortete: „Der Himmel gebe Euch, „was Euch gebühret! Doch muß ich Euch sagen, daß ich nicht „für mich um Eure Tochter werben wollte, obgleich auch dann „Euer beleidigendes Hohngelächter nur Euern eiteln Uebermuth „bewiesen hätte. Denn mein Reich ist nicht viel kleiner, als „das Eurige war, ehe Ihr angefangen, es durch ungerechte Er„oberungen zu vergrößern, die ich eher einen Raub nennen „möchte. — Nein, für den Sohn meiner Schwester, den jun„gen König Beder, der über ein Land auf der Erde herrscht, „das dort eben so mächtig und angesehen ist, als das Eurige;

„für den schönsten und weisesten Erdenkönig wollte ich bei Euch „um die Hand Eurer Tochter werben, weil diese an Schönheit „und Geistesgaben allein unter allen Jungfrauen der Erde und „der Reiche des Meeres seiner würdig ist."

Die Wuth hatte dem König von Samandal die Stimme so lange unterdrückt. Seine Augen funkelten, und der Schaum stand ihm vor dem Munde. „Hund!" fuhr er endlich auf, „Wurm! in den Staub sollt' ich dich treten für deine Frechheit. „Wer bist denn du? wer deine Schwester? wer dein erbärmli„cher König von Persien? Was sind alle Erdenmenschen ge„gen uns Meeresbewohner? Ein Bettler aus meinem Reiche „ist mehr, als alle jene Erdenkönige, wovon du mir einen zum „Eidam anpreisen möchtest. Du bist ein Hund, und Hunde „seyd ihr Alle! du, mit deiner ganzen Verwandtschaft! Greift „ihn, und steckt seinen Kopf über dem Thore meines Palastes „auf!"

Seine Offiziere wollten eben den König Saleh ergreifen, dieser aber entwischte schnell, und erreichte die Pforte des Palastes. Hier aber traf er ein großes kriegerisch gerüstetes Heer aus seinem Reiche. Seine Mutter hatte sich die Folgen seiner Unterredung mit dem übermüthigen Könige von Samandal voraus gedacht, und ihm dieses Heer schnell nachgeschickt. „Was gibt's?" riefen die Führer des Heeres, als sie ihn mit seiner kleinen Begleitung flüchtig herauskommen sahen.

Sogleich theilte König Saleh das Heer. Ein Theil mußte die Pforten des Palastes besetzen; er selbst nahm die Hälfte der Bewaffneten, und drang mit ihnen in den Palast. Die Offiziere des Königs von Samandal, welche ihn verfolgt hatten, zerstreuten sich mit Schrecken und Hülferufen nach allen Seiten des Palastes. Ehe aber der hoffärtige König noch erfuhr, was der Lärm bedeute, drang Saleh mit seiner Schaar schon in sein Gemach, und nahm ihn gefangen. Hierauf suchte er von Gemach zu Gemach, um die Prinzessin Giauhare zu finden. Diese aber hatte sich mit einigen ihrer Sclavinnen auf die Oberfläche des Meeres erhoben, und nach einer wüsten Insel geflüchtet. Denn einer der flüchtigen Offiziere ihres Vaters hatte ihr sogleich die Nachricht gebracht, der König Saleh habe den Palast zerstöret, und ihren Vater gefangen genommen.

5.

Von den Begleitern des Königs Saleh waren aber in dem Augenblicke, da der König von Samandal den Befehl gab, ihm den Kopf abzuhauen, einige durch eine Seitenthüre des Thronsaales und von da durch ein kleines Pförtchen an dem Palaste entkommen, und zur Mutter des Königs Saleh zurückgekehrt. Die Nachricht von der Gefahr, in welcher sie ihn gesehen und verlassen hatten, hätte beinahe die alte Königin getödtet. Beder

war gerade auch zugegen. Die Vorwürfe, die er sich machte, weil er die Ursache dieses Unglücks war, machten ihm den Jammer seiner Großmutter unerträglich.

Er verordnete darum, was er für nöthig hielt, und erhob sich auf die Oberfläche des Meeres. Da er die Richtung gegen Persien nicht wußte, und den Arm aufs Ungefähr erhob, kam er auf eine unbekannte Insel. Um sich von seinem Schrecken zu erholen, setzte er sich unter dem Schatten eines Baumes nieder.

Er saß aber noch nicht lange, so hörte er in einiger Entfernung mehrere Stimmen. Da er aber nichts von dem Gespräche verstand, schlich er stille hinzu. Lauschend blieb er hinter einem Busche stehen. Da bewegte ein sanftes Lüftchen die Zweige, und er sah zwischen den Blättern hindurch eine königlich geschmückte Jungfrau sitzen, deren außerordentliche Schönheit ihn in Erstaunen setzte. Er sah sich in der Gegend umher, ob er nicht etwa in der Nähe eines Palastes oder einer großen Königsstadt stehe; allein jeder Blick überzeugte ihn, daß die Insel völlig wüste sey, und er schloß daraus, die königliche Jungfrau müsse durch ein Unglück, wie er selbst, hierher verschlagen seyn.

Als er sie zum zweitenmale durch die Blätter ansichtig wurde, sprach er bestürzt bei sich: „Das ist der Edelstein aller Jung„frauen! Das ist Giauhare! Wenn sie es nicht ist, so habe „ich sehr thöricht gehandelt, meinen guten Oheim durch meine „Hartnäckigkeit in solche Gefahr zu treiben. Seit ich diese ge„sehen, möchte ich keine Andere zur Gemahlin wählen.“

In solchen Gedanken trat er hervor, warf sich ehrerbietig vor der königlichen Jungfrau nieder, und sprach: „Ich danke „dem Himmel, daß er mich zufällig heute durch ein Mißgeschick „hierher geführt hat, und mir das Glück verschafft, einer so edeln „Jungfrau meine Dienste anzubieten. Denn in solcher Umge„bung, wie diese Einöde, könntet Ihr Euch nicht befinden, wenn „Ihr nicht einiger Hülfe bedürftet.“

„Ja wohl,“ versetzte die Jungfrau mit trauriger Miene, „wohl bedarf ich Hülfe, und allerdings mag es Euch seltsam „vorkommen, mich an solcher Stelle zu finden. Denn wißt, „ich bin eine Prinzessin, die Tochter des mächtigen Königs von „Samandal. Giauhare ist mein Name. Vor wenigen Stun„den saß ich noch ruhig in meinem Gemache, als plötzlich ein „furchtbares Getöse in dem Palaste entstand. Man stürmte „das Gemach meines Vaters, und König Saleh, so wurde mir „berichtet, nahm ihn gefangen. Ich fand kaum noch so viel „Zeit zu entfliehen, um nicht auch ein Opfer seiner Grausam„keit zu werden.“

Auf diese Rede sah Beder, wie thöricht er gehandelt, daß er seine Großmutter in solcher Uebereilung verlassen, ohne vorher nähere Nachricht von seinem Oheim zu erwarten. Er freute sich aber über das, was er so eben von Giauharen erfahren hatte.

Denn im Geiste sah er schon die fröhliche Auflösung dieser ganzen Begebenheit.

„Eure Betrübniß ist sehr gerecht," sprach er zu ihr. „Doch „tröstet Euch, Ihr selbst könnt Euern Vater sehr leicht befreien. „Saleh hat Euern Vater nicht bekriegt und gefangen, um ihm „sein Reich zu nehmen. Nein, aus Liebe zu mir hat er es ge„than. Wißt, ich bin Beder, der König von Persien. Der „Zauber, womit Euer Name auf die Herzen aller jungen Kö„nige wirkt, hatte auch mich ergriffen. Ich wollte Euch durch„aus zur Gemahlin erwerben, und was geschehen ist, hat mein „Oheim aus Liebe zu mir gethan. Euer Vater darf nur in un„sere Verbindung willigen, so wird er augenblicklich aus seiner „Gefangenschaft befreit."

Giauhare liebte ihren Vater aufs zärtlichste. Daher kam es, daß sie bei dieser Erzählung ihr Wohlgefallen an dem bescheidenen und doch so ungezwungenen Betragen, und dem ganzen Wesen des Königs Beder unterdrückte, und sich selbst überredete, sie müsse ihn als ihren Feind ansehen, da er die Veranlassung wäre, daß ihr Vater feindlich bedroht und gefangen worden. Schnell besann sie sich daher, wie sie ihn dafür bestrafen könnte.

„So," sprach sie, „Ihr seyd also der Sohn der Königin „Gülnare, die ich schon einmal gesehen habe? Ich freue mich, „Euch kennen zu lernen. Mein Vater that sehr Unrecht, wenn „er Eure Werbung um meine Hand abwies. Gewiß wird er „sich nicht länger widersetzen, sobald er Euch sieht." Sie hatte ihm bei diesen Worten die Hand gereicht. Allein indem Beder ihre Hand küssen wollte, spie sie ihm ins Gesicht, und rief: „Halt! Verwegener! Leg' ab diese Menschengestalt, und ver„wandle dich in einen weißen Kakadu!"

Beder fühlte sich bei diesen Worten auf einmal wie mit eiskaltem Wasser übergossen, und als er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, und sich betrachtete, war er in einen weißen Vogel mit rothen Füßen und rothem Schnabel verwandelt. „Nimm ihn," sprach Giauhare nun zu einer ihrer Sclavinnen, „und trag' ihn auf die dürre Insel."

Die Sclavin ergriff ihn und bewegte sich mit ihm durch die Luft. Bald stand sie mit ihm auf einer andern Felseninsel, und wollte ihn eben niedersetzen, als sie doch Mitleid mit ihm fühlte. „Er war doch ein sehr liebenswürdiger junger König," sprach sie für sich, „und es wäre doch Schade um ihn, wenn er hier „vor Hunger und Durst verschmachten müßte. Wenn der erste „Zorn der Prinzessin vorüber ist, möchte es sie selbst reuen, ei„nen so grausamen Befehl gegeben zu haben. Ich will ihn lie„ber auf eine fruchtbare Insel bringen."

Sie erhob sich wieder mit ihm, und setzte ihn auf eine Insel, die mit Fruchtbäumen aller Art bewachsen und von klaren Bächen durchrieselt war.

6.

Der arme, verwandelte König Beder saß nun als ein weißer Kakadu auf der unbekannten Insel, und wußte nicht, wo er war, nicht, in welcher Gegend sein Königreich lag. Doch wenn er auch Alles gewußt, wenn er auch seine Flügel stark genug gefühlt hätte, sich in seine Hauptstadt zu schwingen, was würde es ihm geholfen haben? Wer würde in dem seltenen Vogel einen Menschen oder gar einen König von Persien erkannt haben? Mehrere Tage führte er ein trauriges Leben, nährte sich wie die übrigen Vögel des Waldes, und saß des Nachts auf einem Baume.

In seiner Traurigkeit gerieth er unvorsichtig in ein Netz, und ward von einem Vogelsteller gefangen. Erfreut über den seltenen Vogel, deßgleichen er noch gar nie gesehen, trug er ihn in einem Käficht nach der Stadt, um ihn dort zu verkaufen. Sogleich kam auch ein wohlbeleibter Mann, betrachtete den Vogel mit großem Wohlgefallen, und fragte den Vogelsteller, was er dafür verlange.

„Lieber Herr," antwortetete dieser, „ehe ich Euch darauf „antworte, sagt mir auch, was Ihr damit zu machen gedenkt?" Da schmunzelte der Dicke und sprach: „Was werde ich mit „ihm anfangen? Braten, essen! So ein seltenes Thier muß „auch delikat schmecken." Er streichelte seinen Bauch dabei schon mit großem Wohlbehagen. Aber der Vogelsteller schüttelte ärgerlich den Kopf und sprach: „Braten? Essen? Mein Herr! „Ihr kriegt den Vogel schon nicht, Ihr mögt auch bieten, was „Ihr wollt. Solch ein Vogel ist nicht dafür in der Welt. Ich „habe darin meine Launen. Wer mir nur den vierten Theil „von dem gibt, was Ihr mir etwa bieten würdet, der erhält „ihn doch vor Euch, wenn er mir verspricht, ihn nicht zu „schlachten."

Der dicke Herr zog ein Goldstück heraus und hielt es ihm dar, allein der Vogelsteller schüttelte den Kopf, nahm seinen Käficht, und trug den Vogel in den Vorhof des Palastes. Der König sah gerade zum Fenster heraus, und da er den weißen Vogel erblickte, schickte er einen seiner Kämmerlinge, daß er ihn kaufe.

Als ihn dieser um den Preis fragte, sagte der Vogelsteller: „Wenn ihn der König haben will, so tragt ihn nur hinein. Es „ist mir schon eine Ehre, wenn er ihn behält; doch will er ihn „durchaus bezahlen, so wird auch er schon wissen, was ein sol„cher Vogel werth ist. Ich habe noch keinen dieser Art verkauft."

Der Kämmerling trug den Vogel hinein, und der König schickte dem Vogelsteller zehn Goldstücke dafür. Nun wurde der weiße Kakadu in ein prächtiges Vogelhaus gesetzt, und ihm das Futter und Wasser in goldenen Gefäßen gereicht. Als der König aber noch vor Tische von einem Spazierritte zurück kam,

ließ er sich den Vogel wieder bringen. Er nahm ihn aus dem Vogelhause heraus, und da er gar nicht scheu flatterte, setzte er ihn frei auf die Hand, und liebkosete ihm. Da er bemerkte, daß das Futter noch nicht berührt war, befahl er, man sollte dem Vogel noch vielerlei Futter vorstellen, bis man etwas fände, das er fressen könne.

Da in demselben Augenblicke aber die Speisen für den König aufgetragen wurden, schwang der Kakadu seine Flügel, und flog auf den Tisch. Auch der König setzte sich und aß. Aber der Vogel ging bald dahin bald dorthin, und pickte von dieser und jener Speise, bald auch etwas von dem Brode. Hierüber erstaunt, schickte der König zu seiner Gemahlin, und ließ sie zu sich einladen, um ihr seinen merkwürdigen Vogel zu zeigen.

Die Königin kam. Aber sobald sie den Vogel sah, nahm sie ihren Schleier vor, und wollte sich wieder entfernen. Der König war darüber befremdet, und bat sie, ihm die Ursache dieses Betragens zu sagen, da doch Niemand zugegen sey, als er mit seinen Kämmerlingen und einige ihrer Sclavinnen, vor welchen Allen sie doch ohne Schleier erscheinen dürfe.

„Ihr werdet mein Betragen rechtfertigen," antwortete die Königin, „wenn ich Euch sage, daß dieser seltene Vogel kein „wirklicher Kakadu, sondern ein Mann ist, und zwar der König Beder aus Persien." Der König sah sie noch verwunderter an, und fragte: „Wie? dieser Vogel der gerühmte König „Beder aus Persien? Ich glaube, du willst scherzen?"

Die Königin versicherte ihn aber, es sey nicht anders, und erzählte ihm auch den ganzen Zusammenhang der Geschichte von der Verwandlung des Königs Beder. Da ihr Gemahl schon längst wußte, daß seine Gemahlin viele geheime Künste verstand, und Alles erfahren konnte, was in der größten Entfernung geschah, wenn ihr etwas daran gelegen war, so glaubte er ihrer Versicherung um so eher, und bat sie, wenn es in ihrer Macht stehe, dem unglücklichen Beder seine vorige Menschengestalt wieder zu geben.

Der weiße Vogel hatte gleich bei dieser Unterredung aufgehört zu fressen, und sich sehr aufmerksam bezeugt. Als aber der König seine Gemahlin bat, ihn zu entzaubern, flog er schnell vor die Königin, und neigte sich vor ihr, gleich einem demüthig Bittenden. „Ja, ja," sprach die Königin, „es ist sehr leicht, „ihm seine Gestalt wieder zu geben." Sie ergriff ein Gefäß mit Wasser, das auf dem Schenktische stand, murmelte einige Worte darüber, netzte sich die Hand, und besprengte den Vogel mit einigen Tropfen. Zugleich sprach sie:

„Warst du's stets, so bleibe du,
„Was du warst, ein Kakadu.
„Bist du's nur durch Zauberei,
„Sey ein Mensch, des Zaubers frei!"

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Kakadu auch schon in den schönen König Beder verwandelt war. Beder warf sich vorerst auf die Kniee, und dankte dem Himmel für seine Erlösung. Dann küßte er dem Könige die Hand zum Zeichen der Dankbarkeit. Dieser schloß ihn aber mit Freude in seine Arme. Als er der Königin aber nun auch danken wollte, hatte sich diese schon auf ihre Zimmer zurückgezogen.

Nachdem Beder hierauf mit dem Könige gespeist und ihm seine Geschichte umständlich erzählt hatte, bot ihm dieser seine Dienste so freundlich und herzlich an, daß Beder also zu ihm sprach: „Wollte ich Euch meine Dankbarkeit thätig bezeugen, „so würde mein ganzes künftiges Leben nicht hinreichend seyn, „um Euch Beweise genug davon zu geben. Da Ihr nun Euerm „Edelmuthe gar keine Schranken setzt, so bitte ich Euch, mich „durch eines Eurer Schiffe nach meinem Königreiche bringen zu „lassen. Meine längere Abwesenheit möchte sonst meiner Mutter großen Kummer verursachen, und zu mancher Unordnung „in meinem Reiche Veranlassung geben."

Der König gab sogleich Befehl, das beste Schiff aus seiner Flotte auszurüsten, und nach wenigen Tagen ging Beder schon an Bord, und segelte mit günstigem Winde aus dem Hafen.

Zehn Tage lang blieb der Wind sehr günstig, und das Schiff segelte so schnell, daß ihm die weite Reise wie eine Lustfahrt vorkam. Allein am eilften Tage drehte sich der Wind, und ward in wenigen Stunden zu einem solchen Sturme, daß das Schiff in unbekannte Gegenden verschlagen, aller seiner Masten beraubt, an eine Sandbank angeschleudert ward und scheiterte.

Die Schiffmannschaft versank größtentheils in den Wellen, Etliche suchten sich durch Schwimmen zu retten, Wenige hatten Bretter und Stücke des zertrümmerten Schiffes ergriffen und hielten sich daran über den Wellen. König Beder hatte seinen Krystallring an, und ward so von den Wellen getragen.

7.

Am zweiten Tage trieb ihn die Fluth endlich in die Nähe eines Landes, und er entdeckte nicht ferne von dem Ufer eine ansehnliche Stadt. Indem er sich aber dem Ufer näherte, liefen von allen Seiten allerlei zahme Thiere, Pferde, Kameele, Maulthiere, Esel, Ochsen und andere herzu, und wehrten ihm, das Land zu betreten. Sonderbar war es, daß sie dabei nicht böse schienen, sondern ihn gleichsam freundlich zurück drängten, als ob sie ihn vor einem Unglücke bewahren wollten.

Er bemühte sich sehr, zwischen ihnen durchzudringen. Endlich gelang es ihm auch. Hinter einigen Felsen fand er eine sichere Stelle, wo er sich von seiner Ermüdung erholen konnte. Kaum verließ er aber diese Stelle, um sich nach der Stadt zu begeben, so drängten sich ihm die Thiere wieder entgegen. Weil

sie ihm aber nichts zu Leide thaten, sondern ihm nur den Weg verstellten, so drängte er sich doch zwischen und unter ihnen durch. In kleiner Entfernung von der Stadt verließen sie ihn endlich, und er konnte ungehindert hinein gehen.

In dieser Stadt waren die Straßen sehr breit und die Häuser wohlgebaut; er sah auf den ersten Blick, daß er in der Residenz eines Königes oder einer Königin seyn müsse. Was ihm aber ein geheimes Grauen erregte, war die Stille auf den Straßen und in den Häusern. So weit er durch die gerade lange Straße hinsehen konnte, sah er auch nicht einen einzigen Menschen auf derselben.

Im Vorübergehen fand er jedoch einige offene Buden. „Es „müssen also doch Menschen hier wohnen," dachte er, und nahete sich einer derselben. Ein alter Mann hatte verschiedene Früchte zum Verkaufe darin ausgestellt. Er grüßte den Greis, und dieser sah verwundert von seiner Arbeit auf. „Ei, du schö„ner, edler Jüngling," redete er ihn an, „wo kommst du denn „her?"

„Ich habe Schiffbruch gelitten," antwortete Beder, „und „bin von den Wellen hierher verschlagen worden." — „O," rief der Greis, „es wäre dir besser, sie hätten dich verschlungen. „Hast du denn Niemand an dem Ufer und auf dem Wege zur „Stadt angetroffen?"

„Euer Wunsch klingt sonderbar!" sprach Beder. „Aber „Ihr seyd die erste menschliche Seele, die ich auf dem Wege „finde. Wie kommt's, daß eine so ansehnliche Stadt so ganz „menschenleer ist?" Der Greis sah ängstlich umher, und rief dann: „Komm, komm herein! es möchte dir sonst ein Un„glück begegnen." Beder trat zu ihm ein; der Greis nöthigte ihn zum Sitzen, und gab ihm von seinen Früchten zur Erfrischung.

Erst als Beder sich hinlänglich gesättigt hatte, gab er seinen wiederholten Fragen nach der Ursache dieser Stille in der Stadt Gehör, und sprach: „Danke deinem Gotte, daß du „unbeschädigt zu mir gekommen bist. Wisse, diese Stadt heißt „die Zauberstadt. Sie wird nicht von einem Könige, son„dern von einer Königin beherrscht, die zwar die schönste unter „allen Frauen der Erde, aber von sehr boshaftem Herzen und „die berüchtigtste Zauberin ist. Alle jungen Männer, die sie „erblickt, lockt sie unter dem Vorwande, als wollte sie die Krone „mit ihnen theilen, in ihren Palast, und nach vierzig Tagen „werden sie dann immer, in unvernünftige Thiere verwandelt, „aus dem Hofe des Schlosses herausgejagt. Alle die Thiere, „welche sich dir in den Weg stellten, sind solche verwandelte „Jünglinge, die dich vor einem ähnlichen Unglücke warnen „wollten."

König Beder ward durch diese Erzählung sehr niedergeschla-

gen. Er erzählte dem Alten seine erlittenen Unfälle, und beklagte seinen Unstern, der ihn überall verfolge. Aber der Greis beruhigte ihn. „Es ist ein Glück," sprach er, „daß du gerade „zu mir kommst. Ich bin in der Stadt und sogar von der „Königin sehr geachtet, und wenn du bei mir bleibst, soll dir „kein Unfall begegnen."

Von der Zeit an blieb Beder immer bei dem Greise. Er saß bei ihm an der Bude, und half ihm an seinem Geschäfte. Die selten Vorübergehenden bewunderten die Schönheit des jungen Mannes, und fragten den Greis, wie er zu dem schönen Sclaven gekommen sey? „Wie könnt Ihr ihn für einen Sclaven „ansehen?" antwortete da der Greis immer. „Ihr wißt doch, „daß der alte Abdallah nicht reich und vornehm genug ist, „sich einen Sclaven von solchem Werthe anzuschaffen. Mein „Bruder ist in entfernten Landen gestorben, und da habe ich „diesen seinen Sohn zu mir genommen, weil ich selbst ja keine „Kinder habe. Er soll mir Gesellschaft leisten, mein Alter er„heitern, und wenn ich einst sterbe, mein Erbe seyn."

Jedermann wünschte ihm Glück, daß er einen solchen Verwandten habe, Mancher aber äußerte auch seine Bedenklichkeiten wegen der Königin. „Ihr kennt sie ja," sprachen sie, „und „seht der warnenden Beispiele genug täglich vor Euch."

Abdallah dankte ihnen für ihre freundschaftliche Theilnahme, und sprach: „Die Königin Labe hat mich immer mit Achtung „behandelt, und schon manche Gnade für mich gehabt; darum hoffe „ich das Beste, wenn sie nur hört, daß es meines Bruders Sohn ist."

So mochte etwa ein Monat hingegangen seyn. Eines Tages saß Beder vor dem Eingange der Bude. Da sah er einen großen Zug herannahen, und begab sich sogleich in die Bude, seinen Gastfreund zu fragen, was das bedeute? „Das ist die „Zauberkönigin Labe," antwortete Abdallah; „doch bleibe nur „ruhig, es wird dir kein Leid geschehen."

Tausend Trabanten, in Purpur gekleidet, ritten auf schönen Rossen mit goldprangendem Geschirre mit gezogenen Säbeln voraus. Jeder der Offiziere grüßte im Vorüberreiten den Greis mit Ehrerbietung. Hinter den Trabanten folgten tausend schwarze Sclaven in golddurchwirkten kostbaren Gewändern. Nun folgten zu Fuße tausend der schönsten Jungfrauen in reichem Anzuge, mit vielen Perlen und Edelsteinen geschmückt. In ihrer Mitte ritt die Königin Labe auf einem glänzend schwarzen Rosse, dessen Geschirr von unzähligen Diamanten flimmerte, daß man den Glanz kaum ertragen konnte.

Die Jungfrauen grüßten ebenfalls den Greis. Doch die Königin Labe ersah kaum den König Beder, so hielt sie auch schon ihr Roß an, und rief dem Greise zu: „Abdallah, seit „wann hast du den schönen Sclaven?" Abdallah warf sich auf die Erde, und nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, sprach

er: „Hohe Königin, den Ihr für meinen Sclaven ansehet, der „ist der Sohn meines verstorbenen Bruders. Ich habe ihn „kommen lassen, daß er mir ein Trost in meinem Alter sey, „und dereinst meine Bude von mir erbe."

„Solch ein Jüngling," antwortete die Königin Labe, „ist „eines bessern Schicksals werth. Was hat er dann endlich, „wenn er auch dein kleines Vermögen und deine Bude erbt? „Schenk' mir ihn, guter Alter, ich will besser für ihn sorgen. „Und damit du über das Schicksal deines Neffen ruhig seyn mö„gest, schwöre ich dir bei dem Lichte und bei dem Feuer, die „mir durch ihre Kraft bei meinen Werken vor allen Elementen „dienen, ich will ihn so hoch erheben, wie vor ihm noch kein „Mensch erhoben war. Schlage mir diese Bitte nicht ab."

„Mächtige Königin," antwortete der Greis, „ich danke „Euch aufs demüthigste für die hohe Gnade, die Ihr mir bis„her erwiesen, und noch mehr aber für die Gnade, die Ihr mei„nem Neffen erweisen wollt. Er ist ihrer nicht würdig; laßt „ihn in seiner bisherigen Niedrigkeit fortleben!"

Die Königin sah den Greis mit ernstem Blicke an, und sprach: „Alter, ich bitte, wo ich befehlen kann. Bei dem „Lichte und bei dem Feuer schwöre ich dir, daß ich nicht von „der Stelle weiche, bis du in meine Forderung einwilligest." Abdallah war trostlos in seinem Innern; doch durfte er dies nicht verrathen. Er stellte sich sehr ergeben, und bat sie nur, das hohe Glück, das sie dem jungen Manne zugedacht habe, so lange zu verschieben, bis sie wieder vorbei käme. „Gut," sprach sie, „das wird aber sehr, sehr bald geschehen." Sie neigte das Haupt, und ritt vorüber.

Der gute Abdallah war über den Vorfall nicht weniger betrübt, als Beder selbst; doch suchte er ihn zu trösten. „Hätte „ich mich ihrem Willen noch länger widersetzt," sprach er, „so „würde sie ihre Gewalt gegen uns gebraucht haben, und es „stünde dann noch schlimmer. Jetzt hege ich doch immer noch „einige Hoffnung, sie werde ihren Schwur erfüllen, und dich „um meinetwillen besser behandeln, als Andere. Du hast ja „doch gesehen, mit welcher Achtung mich selbst ihre Leute be„grüßten."

Auf den guten Beder machten diese Tröstungen keinen Eindruck. „Ich weiß zu sehr aus Erfahrung, wie traurig es ist, „in ein unvernünftiges Thier verwandelt zu seyn," sprach er. „Kaum bin ich einer Verwandlung entronnen, so droht mir „schon wieder eine neue." Er beklagte sein Geschick, das ihm nicht einmal den Tod in den Wellen vergönnt habe, und beneidete die Matrosen seines Schiffes, die bei dem Schiffbruche ertrunken waren.

„Beruhige dich, mein Sohn," sprach Abdallah. „Die Kö„nigin hat keine Macht über mich, und weiß das wohl. Ehe

„du von mir scheidest, will ich dir noch einen guten Rath geben, „und wenn du diesen befolgst, so soll sie dir eben so wenig „schaden können, als mir.“ Er hatte aber noch kaum ausgesprochen, so nahete auch schon der rückkehrende Zug der Königin Labe. Er hatte geglaubt, sie werde, wie gewöhnlich, auf einem andern Wege nach der Stadt zurückkehren, und erst bei einem künftigen Ritte wieder vorbei kommen. Bestürzt über diese Ueberraschung, konnte er seinem Gaste den versprochenen guten Rath nicht mehr mittheilen, denn schon hielt die Zauberkönigin vor der Bude.

„Du siehst, Abdallah,“ sprach sie, „daß es mir Ernst ist, „deinen Verwandten glücklich zu machen. Ich kehre darum so „bald und auf demselben Wege zurück. Ich hoffe in dir aber „nun auch einen Mann von Wort zu erproben, und erwarte „keine neue Ausflüchte.“ Abdallah hatte sich sogleich auf die Erde geworfen; jetzt stand er auf, trat an ihr Pferd, und sprach leise: „Ich werde ihn Euch überlassen; doch bitte ich inständig, „vergesset bei ihm die Geheimnisse Eurer mächtigen Kunst. Ich „sehe ihn wie meinen Sohn an, und würde untröstlich seyn, „wenn ihm ein Unheil begegnete. Ja, ich würde Alles, was „ihm geschieht, ansehen, als geschähe mir's.“

„Fürchtet nichts!“ antwortete die Königin. „Ihr haltet „mich für so schlimm, weil Ihr mich bisher nur im Schleier „gesehen habt. Seht Ihr einmal mein Gesicht, so hoff' ich, soll „die üble Meinung verschwinden.“ Sie nahm den Schleier ab, und zeigte sich dem Könige Beder und dem Greise in außerordentlicher Schönheit. Beder aber sprach bei sich: „Was hilft „die Schönheit des Leibes, wenn sie ein trügendes Bild und „nicht der Ausdruck eines schönen Herzens ist?“

8.

Abdallah bat noch, daß ihn Beder zuweilen besuchen sollte. Sie versprach, es ihm zu erlauben, und drang dem Greise zum Zeichen ihrer Dankbarkeit noch einen Beutel mit tausend Goldstücken auf. Für Beder ward ein Pferd herbei gebracht, das mit ähnlichem Geschirre geschmückt war, wie ihr eigenes. Indem er aufstieg, fragte sie noch, wie er sich nenne. „Er heißt „Beder,“ antwortete Abdallah. „Beder,“ antwortete sie, „Vollmond? Nein, er ist so schön, daß man ihn Schems, „Sonne, nennen sollte; denn seine Schönheit leuchtet wie die „Sonne.“

Auf dem Wege nach dem Palaste bemerkte Beder, daß man die Königin überall mit Unwillen oder Verachtung betrachtete; und er hörte manche Rede, die ihn schon im voraus bemitleidete, daß er in ihre Gewalt gerathen sey. In dem Palaste führte ihn die Königin Labe selbst umher, und zeigte ihm die Pracht ihrer Zimmer und aller Geräthe. Sie führte ihn auf den Balkon, und zeigte ihm die schöne Aussicht über den Garten und nach

der schönen Landschaft hin. Beder lobte Alles; doch hütete er sich, in seinen Reden die Bildung zu verrathen, die er als ein Königssohn erhalten hatte.

Zuletzt führte sie ihn in den Speisesaal. Der Tisch war mit Schüsseln aus gediegenem Golde reich besetzt, der Schenktisch mit Flaschen aus geschliffenem Krystall. Er mußte sich mit ihr setzen und essen. Nach Tische ließ sie sich einen goldenen Kelch mit Weine füllen, und trank auf das Wohlseyn ihres Gastes. Sie ließ ihn wieder füllen, und reichte ihm denselben dar. Er trank ihn auf ihr Wohlseyn leer. Hierauf erschienen zehn Sängerinnen mit ihren musikalischen Instrumenten, und sangen fröhliche Lieder, die sie mit Musik begleiteten.

König Beder hatte anfänglich in trüben Gedanken gesessen; der Wein und der Gesang erheiterten ihn allmählig. Kaum bemerkte dies die Königin Labe, so stand sie mit ihm auf von ihrem Sitze, und führte ihn in den Thronsaal ihres Palastes. Hier waren alle die Großen des Hofes versammelt. Sie stieg mit dem Könige Beder die Stufen hinan, und erklärte laut und feierlich, sie habe diesen Jüngling zu ihrem Gemahle gewählt, und stellte ihn der Versammlung als ihren König vor. Alle naheten sich ihm, und brachten ihm ihre Huldigung dar.

Beder konnte über seine Gemahlin nicht klagen. Sie sorgte mit freundlichem Zuvorkommen für seine Unterhaltung und sein Vergnügen. Jeden Tag gab es ein neues Fest, eine neue Lustbarkeit, und vierzig Tage gingen ihm so flüchtig hin, als wären es Stunden. Als aber die vierzig Tage nun vorüber waren, und Beder in der nächsten Nacht zu Bette lag, wachte er von einem kleinen Geräusche auf. Er blickte auf und sah seine Gemahlin an einem Schranke stehen. Sogleich fielen ihm ihre Zaubereien ein, er stellte sich deßhalb, als schlafe er fort, beobachtete aber durch die halbgeschlossenen Augenlieder ihr Beginnen.

Sie nahm aus dem Schranke ein Kästchen heraus, und aus diesem zog sie eine Büchse. Sie öffnete die Büchse und streute mit einem gelben Pulver quer durch das Zimmer einen geraden Strich. Dieser verwandelte sich in einen klaren Bach. Beders Angst stieg bei diesem Anblicke immer mehr; um so mehr aber schnarchte er, um recht tief schlafend zu scheinen.

Nun schöpfte die Königin Labe von dem Wasser, brachte ein Becken mit Mehl herbei, goß von dem Wasser darein, und knetete einen Teig daraus. Hierauf brachte sie noch allerlei Büchsen aus dem Schranke, und mengte aus jeder etwas unter den Teig. Zuletzt formte sie einen Kuchen daraus, und ließ ihn über einem Kohlfeuer auf einer silbernen Platte backen. Als er fertig war, hob sie ihn sorgfältig in dem Schranke auf, verbarg das Becken und die Büchsen wieder, und murmelte über den Bach noch einige Worte, worauf auch dieser wieder verschwand. Dann legte sie sich ruhig zu Bette.

Beder konnte nun nicht mehr einschlafen. Er erinnerte sich, daß ihm Abdallah gesagt, nur vierzig Tage daure das Glück an dem Hofe der Königin Labe; es fiel ihm ein, daß diese vierzig Tage gerade für ihn nun vorüber waren, und er fürchtete nicht ohne Grund von der sonderbaren, geheimnißvollen Bereitung des Kuchens ein Unheil. Sobald er darum am Morgen aufgestanden war, bat er seine Gemahlin, sie möchte ihm erlauben, seinen Oheim, den alten Abdallah, zu besuchen. Er hoffte bei ihm Rath und Hülfe zu finden.

„Wie?“ antwortete die Königin, „gefällt es meinem Ge„mahle so übel bei mir, daß er sich schon so bald nach anderer „Unterhaltung sehnt?“ Beder entschuldigte sich, und stellte ihr vor, der Alte möchte glauben, er habe ihn in seinem jetzigen Glücke ganz vergessen. „Er ist,“ schloß er, „doch mein Oheim, „und liebt mich zärtlich; darum möchte ich ihn nicht betrüben.“

Er mußte der Königin heilig versprechen, noch am Morgen wieder zu ihr zurückzukehren, und darauf ließ sie ihm das schönste Pferd aus dem Marstalle vorführen. Beder ritt, so schnell er konnte, zu der Bude des Alten, der sich herzlich über seine Ankunft freute.

Nach der ersten Bewillkommung erzählte er ihm, was sich seit seiner Trennung von Abdallah zugetragen, vorzüglich die Ereignisse der verflossenen Nacht. „Es war mir,“ sprach er, „während sie den Teig knetete, so unheimlich zu Muth, daß „ich nicht anders glaube, als daß eben dieser Kuchen mein Un„glück machen wird, wenn mir Euer guter Rath nicht aus der „Gefahr hilft.“

„Ja wohl,“ antwortete der Greis, „so ist es auch. Wür„dest du von diesem Kuchen essen, so erginge es dir nicht bes„ser, als allen denen, die sich als Thiere deiner Landung wider„setzten. Ich habe das schon vorher erwogen, und ein Mittel „erdacht, das dich schützen soll.“ Er reichte ihm bei diesen Worten zwei Kuchen von derselben Größe und Form, wie der, den die Zauberin gebacken. „Stecke diese zu dir,“ fuhr er fort, „und wenn sie dir ihren Kuchen aufdringt, so verwechsle ihn, „und iß von einem von diesen. Sobald sie glaubt, du habest „von ihrem Kuchen gegessen, wird sie dich verwandeln wollen. „Doch kann dir ihr Zauber nicht schaden. Sie wird Scherz „daraus machen, als habe sie dich nur erschrecken wollen, und „dafür mußt du es auch zu nehmen scheinen. Dann sorge aber, „daß sie von einem von diesen Kuchen etwas esse, und nun „kannst du sie selbst verwandeln, in welches Thier du willst. „Besprenge ihr nur das Gesicht mit Wasser, und sprich: Leg' „ab die menschliche Gestalt, und sey forthin ein Schwein, ein „Pferd, ein Schaaf! Du nennst nur das Thier, in welches „du sie verwandeln willst. Ist sie verwandelt, so bringe mir „sie nur her.“

Beder war sehr erfreut über diesen Rath. Er dankte seinem Wohlthäter herzlich, und eilte sogleich nach dem Palaste zurück. Die Königin Labe empfing ihn sehr erfreut über seine baldige Rückkunft. „Ich wäre sogleich wieder zurückgekehrt," sprach er, „allein die Pflicht gebot mir doch, einige Minuten bei meinem „alten Oheim hinzubringen. Er wollte mich noch länger auf„halten, und stellte mir allerlei Leckerbissen vor, allein ich nahm „von allem nur einen Kuchen an, den ich jedoch nicht aß, um „mich nicht dadurch aufzuhalten. Hier habe ich ihn für meine „werthe Gemahlin mitgebracht." Er überreichte ihr bei diesen Worten einen von seinen Kuchen, und bat sie, das Geschenk seines Oheims nicht zu verschmähen.

„Ich werde davon essen," sprach sie, „sobald mir König Be„der die Liebe erzeigt, und von diesem Kuchen ißt, den ich ihm „während seiner Abwesenheit selbst bereitet habe." Sie überreichte ihm zugleich den zauberisch bereiteten Kuchen, welchen Beder dankbar annahm. Ohne daß sie es bemerkte, vertauschte er ihn aber mit dem andern von Abdallah erhaltenen Kuchen, und biß mit gutem Appetit in denselben ein. „Das ist ein vortreffliches Backwerk," sprach er zur Königin, indem er den Bissen verschluckte.

Sie hatte ihm mit kaum unterdrückter Schadenfreude zugesehen, und ergriff nun sogleich ein in der Nähe stehendes Gefäß mit Wasser, schüttete ihm davon ins Gesicht und sprach:

„Leg' ab die menschliche Gestalt,
„Und sey ein Gaul, so blind und alt,
„Daß du nur mühsam keuchend weiter hinkst,
„Bis du, ein Fraß der Geier, niedersinkst."

Beder stellte sich erschrocken. Auch sie schien sehr unangenehm überrascht, daß ihre Zauberformel ohne Wirkung blieb, und ihr Gemahl noch als derselbe vor ihr stand, der er vorher gewesen. Sie dachte, sie habe bei dem Backen des Kuchens etwas versehen, und nahm sich vor, einen andern zu kneten. Damit aber Beder treuherzig würde, sprach sie lachend: „Ei „welch ein Held, der über einen Scherz so sehr erschrecken kann."

Beder entschuldigte sich, und scherzte mit ihr über seine Furcht. Endlich aber sprach er: „Es scheint, meine Gemahlin fürchtet „dasselbe von mir, womit sie mich in Schrecken setzen wollte, „da sie meinen Kuchen gar nicht versucht." — „Wie?" sprach sie mit einigem Uebermuthe, „ich sollte einen Menschen fürch„ten? Nein, nein, den König Beder fürchte ich gewiß nicht." Sie brach zugleich ein Stück von dem Kuchen, und aß es. Kaum hatte sie es aber verschluckt, so stand sie wie verwirrt. Sogleich ergriff Beder das Gefäß mit Wasser, goß ihr den Rest desselben ins Gesicht und rief:

„Leg' ab die menschliche Gestalt, von dir entehrt,
„Und sey ein Pferd."

In diesem Augenblicke verwandelte sich die Zauberkönigin in ein schönes Pferd. Obgleich sie durch ihre Mienen und Bewegungen ihn zum Mitleid erweichen wollte, war doch Alles vergeblich. Beder ließ das Pferd durch einen Stallknecht satteln. Der Stallknecht kam aber, und berichtete, es passe unter allen Zäumen im Marstalle kein einziger. Da ließ Beder zwei andere Rosse satteln und zäumen. Das eine bestieg er, auf dem andern mußte ein Stallknecht neben ihm reiten, und das neue Pferd mitführen.

Als sie bei Abdallah's Bude ankamen, schickte Beder den Stallknecht mit den beiden Pferden, worauf sie geritten, zurück. Das ungezäumte Pferd aber behielt er bei sich. Abdallah hörte mit großer Freude, wie glücklich Alles gelungen war. „Um den „Zaum sey nicht weiter besorgt," sprach er; „ich habe hier einen, „der ihr gewiß paßt." Er legte den Zaum an, und es fand sich so. „Jetzt reite in Gottes Namen," fuhr er fort, „immer gegen „gen Sonnenuntergang zu, so wirst du in dein Reich kommen. „Eins aber merke dir ja: wenn du einmal dieses Pferd verkau„fen oder verschenken solltest, gib ja den Zaum nicht zugleich „aus der Hand."

Mit aufrichtigen Thränen des Dankes schied Beder nun von seinem großen Wohlthäter, und ritt gegen Sonnenuntergang zu.

9.

Am dritten Tage ritt er durch das Thor einer sehr großen Stadt ein. Gleich bei den ersten Häusern begegnete ihm ein artiger Mann, der ihn anredete. Er kam in ein längeres Gespräche mit ihm, und hielt bei ihm still. Da nahte sich auf einmal ein altes, häßliches Weib in einem ganz zerlumpten Gewande, und heulte und schrie so erbärmlich, daß sie aufmerksam auf sie wurden, und Beder endlich fragte, warum sie so sehr wehklage.

„Ach lieber, schöner, junger Herr!" antwortete sie mit Schluchzen: „Euer Pferd, Euer Pferd! Gerade so eines ist „heute meinem Sohne gefallen, und ich bin Schuld, ich habe „es füttern sollen, und ihm aus Unvorsichtigkeit etwas Schäd„liches gegeben. Daheim liegt es nun und ist todt, und wenn „es mein Sohn erfährt, so stirbt er mir auch aus Kummer, denn „sein ganzes Herz hing an dem Pferde. Ach, lieber, goldner, „junger Herr, fordert nur, was Ihr wollt, und gebt mir das „Pferd, daß ich es meinem Sohne für das seinige in den Stall „stelle. Er wird es gewiß nicht merken; denn ähnlicher kann „kein Ey dem andern seyn, als diese beiden Pferde sich ähnlich „sind."

Beder war unmuthig über das Geschrei der Alten, und sprach: „Das Pferd ist nicht feil! gehe deines Weges!" Sie ließ sich aber nicht abweisen, und schrie und weinte, und bat ihn in einem fort, er möge nur fordern, was er dafür verlange. Um

ihrer los zu werden, sprach er endlich: „Nun ja, ich fordere „tausend Goldstücke!“ Er dachte nicht an die Möglichkeit, daß ein zerlumptes Bettelweib so viel Geld auftreiben könnte, und sprach wieder mit dem Manne fort.

Kaum hatte die Alte aber diesen Preis vernommen, so zog sie aus ihrem schmutzigen Gewande einen ledernen Beutel und rief, indem sie ihm denselben vorhielt: „Hier, mein goldener „junger Herr! zählt, ihr werdet die verlangten tausend Gulden „in dem Beutel finden. Und nun seyd so gut und steigt ab, „und gebt mir mein liebes Rößlein.“

Beder ward aber zornig über die Zudringlichkeit der Alten, und rief: „Ei, so schere dich fort mit deinem Gelde: Ich behalte mein Pferd!“ Da fiel ihm aber der Mann, mit dem er im Gespräche begriffen war, ins Wort und sprach: „Ihr seyd „ein Fremdling in unserer Stadt, und scheint die hiesigen Gesetze „nicht zu kennen. Wer eine Lüge sagt, oder sein einmal gegebenes „Wort bricht, wird ohne Rücksicht mit dem Tode gestraft. „Darum hütet Euch, und wenn ich Euch rathen soll, so gebt „dem Weibe Euer Pferd um den geforderten Preis, der ohnehin hoch genug ist.“

Beder sah wohl ein, daß hier nichts zu machen war, als sich geduldig darein zu ergeben. Aergerlich über seine Unbedachtsamkeit stieg er ab, und vergaß die Warnung Abdallah's. Schnell steckte ihm die Alte den Beutel in die Hände, ergriff freudig den Zaum, schnallte ihn sogleich ab, schöpfte Wasser aus einer nahen Gosse und sprach, indem sie das Pferd damit begoß:

„Die Pferdgestalt vergehe!
„In deiner Schönheit stehe,
„Durch meines Zaubers Gabe,
„Vor mir, o Tochter Labe!“

Im Schrecken wäre König Beder auf die Erde gesunken, als er die Zauberkönigin wieder vor sich stehen sah, wenn ihn der Mann nicht gehalten hätte.

„Dank dir, Mutter!“ rief Labe, und Beide umarmten sich. Die Mutter pfiff aber plötzlich so durchdringend laut, daß der Ton durch Mark und Gebeine fuhr. Sogleich stieg ein ungeheurer, häßlicher Genius aus der Erde herauf, legte den König Beder auf seine Schulter, umfaßte mit einem Arme die Königin Labe und ihre Mutter, und ehe sich Beder noch von seinem Schrecken über die Erscheinung des Genius erholt hatte, stand er schon wieder in dem Palaste der Zauberkönigin.

„Undankbarer,“ fuhr ihn diese mit zornglühender Miene an, „so belohnst du die Wohlthaten, die ich an dir und deinem Oheime „verschwendet habe? Warte, auch ohne den Kuchen kann ich „dich verwandeln. Du hast mir selbst das Mittel in die Hand ge„geben!“ Bei diesen Worten ergriff sie den Zaum, den ihre Mutter noch in der Hand hielt, schlug ihm damit ins Gesicht, und rief:

„Leg' ab die menschliche Gestalt,
„Und sey ein Uhu, grau und alt!“

Ihr Zauberspruch ging richtig in Erfüllung; Beder war in den häßlichsten Uhu verwandet, den man auf Erden finden kann. Sie setzte ihn in einen großen Vogelbauer, und befahl einer Sclavin, sie sollte ihn auf einem unbesuchten Gange des Palastes aufhängen, und dem Uhu weder Speise noch Wasser reichen.

Diese Sclavin war aber eine gute Freundin des alten Abdallah. Sie kehrte sich darum nicht an das Gebot der Königin, sondern gab ihm sogleich ins geheim, was er bedurfte. Weil sie aber auch für Abdallah die Rache der Königin fürchtete, that sie ihm kund, was sich zugetragen, und rieth ihm, sich vorzusehen.

Da nahm Abdallah schnell eine süße Pomeranze aus einem seiner Obstkörbe, sprach einige Worte darüber, und warf sie auf der Straße gerade in die Höhe. In der Luft aber verwandelte sich die Pomeranze in einen großen Genius, der sich auf vier feuerfarbenen Flügeln herab senkte, und ihn fragte, was er begehre?

„Eile,“ sprach Abdallah, „nimm die mitleidige Sclavin in „den Palast der Zauberin, und bringe sie mit der Schnelle des „Blitzes nach der Hauptstadt Persiens, daß sie die Mutter des „verwandelten Königs Beder berichte, in welcher Gefahr ihr „Sohn schwebt. Gülnare soll ihre Verwandten zu Hülfe nehmen, ihn zu befreien.“

Der Genius schwang seine Flügel, und erhob sich mit ungeheurer Geschwindigkeit hoch in die Luft, um Abdallah's Befehle auszurichten.

10.

In der Hauptstadt des persischen Reiches saß indessen Gülnare, und trauerte um ihren verlornen Sohn. Zum letzten Male hatte sie ihn an dem Morgen gesehen, da er mit ihrem Bruder Saleh auf die Jagd auszog. Sonst pflegte er wohl auf solchen Jagden zwei, auch drei und vier Tage auszubleiben; doch diesmal harrte sie acht Tage vergebens auf seine Rückkunft. Am neunten war erst sein Jagdgefolge nach der Stadt zurückgekehrt, und hatte die traurige Nachricht mitgebracht, die beiden Könige, Beder und Saleh, seyen schon am ersten Tage auf der Jagd verschwunden, und Trotz alles Suchens in dem Waldgebirge und der ganzen Gegend umher, nicht mehr gefunden worden. Weil man aber ihre Pferde an dem Baume gefunden, wo Beder im Schatten geruhet hatte, glaubten Alle, sie müßten von starken wilden Thieren geraubt und zerrissen worden seyn.

Gülnare vermuthete sogleich, daß sie zu ihren Verwandten in das Reich ihres Bruders gegangen seyn möchten, und folgte ihnen dahin. In dem Palaste ihres Bruders fand sie aber Alle in großer Besorgniß um Beder; denn hier war er im ersten Schrecken ja entschwunden, und Niemand wußte, wohin er gekommen. Saleh, der eben aus dem Reiche des Königs von Samandal

zurückgekehrt war, und diesen übermüthigen Tyrannen gefangen mitgebracht und in einem Gefängnisse verwahrt hatte, rieth ihr aber, sie sollte eilig in das Reich ihres Sohnes zurückkehren, und Sorge tragen, daß dort einstweilen von einigen seiner treuesten Diener das Reich für ihren Sohn verwaltet werde. Auch rieth er ihr, vorzuwenden, ihr Sohn sey in wichtigen Angelegenheiten auf einige Zeit verreist, und werde über kurz oder lang unvermuthet zurückkehren. Denn er fürchtete, wenn man erführe, daß der König gänzlich verloren gegangen, so möchte sich ein Anderer zum Herrscher über das Reich aufwerfen.

Diesen Rath befolgte Gülnare. Oft besuchte sie seitdem ihre Verwandten unter dem Meere, und ward eben so oft von ihnen besucht. Sie beriethen sich dann immer gemeinschaftlich über das unerforschliche Schicksal des jungen Königes, und versuchten allerlei Mittel, um eine Kunde von ihm zu erhalten. Doch war Alles vergeblich geblieben.

Eines Tages saß Gülnare wieder mit ihrer Mutter, die eben zum Besuche bei ihr war, in einem Saale, aus dem man auf das flache Dach des Palastes steigen konnte, und weinte viele Thränen, daß sie noch immer keine Nachricht von dem Könige Beder erhalten können. Da hörten sie etwas über sich rauschen. Es war der Genius, der die Sclavin aus dem Zauberpalaste auf Abdallah's Geheiß durch die Luft brachte. Er hatte sie eben auf das Dach gesetzt, und war wieder verschwunden. Die Sclavin stieg sogleich in den Saal herunter, und nachdem sie sich ehrerbietig geneigt, und um Entschuldigung ihrer unvermutheten Ankunft gebeten, sagte sie ihnen, wo Prinz Beder sey, verschwieg ihnen aber auch nicht, in welcher Gefahr er schwebe.

Gülnare achtete gar nicht die Gefahr, denn sie wußte schon Mittel, ihren geliebten Sohn zu befreien. Die Kunde brachte sie ganz außer sich. Sie eilte hinaus, und befahl, man sollte Trommeln, Pauken und Trompeten erschallen lassen, und allenthalben durch die Hauptstadt verkünden, der König Beder werde sehr bald von seinen Reisen zurückkehren.

Als sie von diesen Anordnungen herein kam, war auch schon ihr Bruder Saleh zugegen. Seine Mutter hatte ihn indessen herbeigerufen. Kaum hatte er Alles gehört, so berief er schnell ein sehr großes Heer aus seinem Seereiche und mehrere Genien, die mit ihm verbunden waren. An ihrer Spitze erhob er sich mit ihnen in die Luft. Gülnare und ihre Mutter faßten die Sclavin, welche die Nachricht gebracht, an den Händen, und folgten dem Heere nach.

In wenigen Augenblicken waren sie in der Zauberstadt, und die Genien und die Bewohner des Wasserreiches stürzten sich mit solcher Geschwindigkeit durch die Fenster und Thüren des Palastes der Königin Labe, daß sie nicht entfliehen konnte. Die Zauberin, ihre Mutter und Alle, die ihr in ihren geheimen Künsten

behülflich waren, wurden in Einem Augenblicke von den Meerbewohnern getödtet und vertilgt. Denn als Anbeter des Feuers hatten sie keine Gewalt über die unzähligen Bewohner und Genien des Wasserreichs.

Alsbald brachte auch die Sclavin den Vogelbauer mit dem häßlichen Uhu. Gülnare ergriff ein Wassergefäß, begoß ihn mit Wasser, und rief dabei:

„Leg' ab die Mißgestalt,
„Die schmählich dich entstellt,
„Und zeige dich, mein Sohn,
„Wie einst dich sah die Welt."

Da stand König Beder wieder vor ihr, und sie schloß ihn mit Freudenthränen an ihr Herz. Mit gleicher Freude bewillkommte ihn auch Saleh und seine Großmutter und seine Muhmen, die nachgekommen waren.

Nun ward Abdallah gerufen, dem Beder seine Erhaltung zu verdanken hatte. Er sollte sich eine Gnade von ihnen erbitten. „Herr," sprach er zu Beder, „ich habe Euch als meinen Sohn „geliebt und so behandelt. Ich bin schon reich beglückt, daß ich „die schändliche Zauberin vernichtet weiß. Doch wollt Ihr das „Maaß Eurer Wohlthaten voll machen, so nehmt mich und meine „Verwandte, die Sclavin, mit Euch, und vergönnt uns, in „Eurer Nähe unsere Tage zu beschließen." Mit herzlicher Freude sagte ihm König Beder dies zu.

„So wären wir ja Alle nun wieder völlig glücklich!" rief Gülnare in ihrer Freude aus. „Nein," antwortete Beder, „völlig noch nicht Alle. Zu meinem Glücke gehört noch, daß „die Prinzessin Giauhare meine Gemahlin werde. Zwar hat sie „mich durch meine erste Verwandlung sehr gekränkt, doch weiß „ich gewiß, daß sie dies mehr aus Liebe zu ihrem Vater und zu „seiner Rache gethan, als aus natürlicher Abneigung und Haß gegen mich. Vielleicht willigt ihr Vater jetzt auch eher in unsere „Verbindung, als anfänglich."

Da lachte König Saleh und sprach: „Gewiß, gewiß! Er „ist schon zahmer geworden, seit ich ihn gefangen halte. Zwar „wird er ganz gut behandelt und seines Standes würdig; doch „scheint er in seiner Gefangenschaft schon viel von seinem vorigen Uebermuthe verloren zu haben, denn er spricht ganz gerne „und sehr höflich mit den Offizieren, die ich ihm zu seiner Gesellschaft und zur Wache zugetheilt habe." Er ließ sich sogleich eine Kohlpfanne bringen, zog eine Büchse aus seiner Tasche, und streute aus dieser etwas Rauchwerk auf die Kohlen. Nach wenigen Augenblicken kam der gefangene König von Samandal, von den Offizieren des Königs Saleh begleitet, durch die Luft daher geschwebt.

Sogleich warf sich der König von Persien vor ihm nieder, und sprach: „Ich bedaure herzlich, daß ich die Ursache Eurer Ge-

„fangenschaft seyn mußte. Doch könnt Ihr auf der Stelle frei „seyn, und über Euer Königreich herrschen, wie zuvor, wenn Ihr „mir vergönnen wollt, Eure Tochter Giauhare als meine Ge„mahlin auf den Thron von Persien zu erheben."

Der König von Samandal reichte ihm die Hand, und hieß ihn aufstehen. Dann sprach er: „Ich habe die große Thorheit „meines Uebermuthes auf vergängliche Güter und Macht einse„hen lernen, und seit ich die Großmuth sah, mit welcher Euer „Oheim selbst an einem besiegten Feinde handelte, habe ich an„dere Vorzüge des Menschen schätzen lernen, als die äußerlichen „Gaben des Glückes. Aus der Liebe, die Euer Oheim für Euch „hegt, schließe ich auf Euer Verdienst, und schätze mich glücklich, „wenn Ihr meine Tochter für würdig haltet, daß sie Eure Ge„mahlin werde."

Saleh hatte indessen einen der ehemaligen Diener des Königes von Samandal ausgeschickt, die Prinzessin Giauhare aufzusuchen. Dieser fand sie noch auf derselben Insel, wo sie Beder zum erstenmale gesehen, und brachte sie in den Palast der Zauberstadt. Ihr Vater stellte ihr nach der ersten Bewillkommung den König Beder als ihren künftigen Gemahl vor, und als dieser sie um ihre Einwilligung bat, sprach sie: „Wenn Ihr vergessen könnt, „wie sehr ich Euch im ersten Schmerze über die Gefangenneh„mung meines Vaters mißhandelt habe, so gebe ich Euch mit „Freuden meine Hand."

Da war Jubel und Freude in Aller Herzen und Munde. Sogleich wurden die nöthigen Anstalten getroffen, und die Vermählung noch in der Zauberstadt vollzogen. Ein großes Fest versammelte an diesem Tage alle angesehenen Einwohner der Stadt in dem Palaste. Als sie in der besten Freude waren, kam ein großer Zug fremder, sehr kostbar gekleideter junger Männer. Es waren lauter Königssöhne, die von der Zauberin Labe verwandelt waren, und durch den Tod derselben allmählig ihre menschliche Gestalt wieder erhalten hatten. Ihre Gegenwart erhöhete noch den Glanz des Festes, und da die Einwohner der Stadt nun den Wunsch äußerten, einen neuen König zu erhalten, so ward aus diesen Königssöhnen der Würdigste ausgewählt, und zum Könige der Zauberstadt ernannt.

Nach dem Feste begaben sich Alle in ihre Heimath. Beder und Giauhare lebten lange, und unter ihrer Regierung erfreute sich das große persische Reich eines dauernden Friedens und Wohlstandes.

„fangenschaft seyn mußte. Doch könnt Ihr auf der Stelle frei „seyn, und über Euer Königreich herrschen, wie zuvor, wenn Ihr „mir vergönnen wollt, Eure Tochter Giauhare als meine Ge„mahlin auf den Thron von Persien zu erheben."

Der König von Samandal reichte ihm die Hand, und hieß ihn aufstehen. Dann sprach er: „Ich habe die große Thorheit „meines Uebermuthes auf vergängliche Güter und Macht einse„hen lernen, und seit ich die Großmuth sah, mit welcher Euer „Oheim selbst an einem besiegten Feinde handelte, habe ich an„dere Vorzüge des Menschen schätzen lernen, als die äußerlichen „Gaben des Glückes. Aus der Liebe, die Euer Oheim für Euch „hegt, schließe ich auf Euer Verdienst, und schätze mich glücklich, „wenn Ihr meine Tochter für würdig haltet, daß sie Eure Ge„mahlin werde."

Saleh hatte indessen einen der ehemaligen Diener des Königes von Samandal ausgeschickt, die Prinzessin Giauhare aufzusuchen. Dieser fand sie noch auf derselben Insel, wo sie Beder zum erstenmale gesehen, und brachte sie in den Palast der Zauberstadt. Ihr Vater stellte ihr nach der ersten Bewillkommung den König Beder als ihren künftigen Gemahl vor, und als dieser sie um ihre Einwilligung bat, sprach sie: „Wenn Ihr vergessen könnt, „wie sehr ich Euch im ersten Schmerze über die Gefangenneh„mung meines Vaters mißhandelt habe, so gebe ich Euch mit „Freuden meine Hand."

Da war Jubel und Freude in Aller Herzen und Munde. Sogleich wurden die nöthigen Anstalten getroffen, und die Vermählung noch in der Zauberstadt vollzogen. Ein großes Fest versammelte an diesem Tage alle angesehenen Einwohner der Stadt in dem Palaste. Als sie in der besten Freude waren, kam ein großer Zug fremder, sehr kostbar gekleideter junger Männer. Es waren lauter Königssöhne, die von der Zauberin Labe verwandelt waren, und durch den Tod derselben allmählig ihre menschliche Gestalt wieder erhalten hatten. Ihre Gegenwart erhöhete noch den Glanz des Festes, und da die Einwohner der Stadt nun den Wunsch äußerten, einen neuen König zu erhalten, so ward aus diesen Königssöhnen der Würdigste ausgewählt, und zum Könige der Zauberstadt ernannt.

Nach dem Feste begaben sich Alle in ihre Heimath. Beder und Giauhare lebten lange, und unter ihrer Regierung erfreute sich das große persische Reich eines dauernden Friedens und Wohlstandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grimm, Albert Ludwig, 1786-1872

Mährchen der Tausend und eine Nacht für Kinder

Bd.: 4. (1829). - 132 S. : 1 Ill.

Stuttgart 1829

Paed.pr. 4424 q-1/5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761805-5